

Mitteilungen
der Gesellschaft
für Buchforschung
in Österreich
2024-1

PRAESENS

Herausgeber und Verleger

GESELLSCHAFT FÜR BUCHFORSCHUNG IN ÖSTERREICH

Der vorläufige Vereinssitz bzw. die Kontaktadresse ist:

1080 Wien, Lerchengasse 21/20

email: an.golob@uni-graz.at

Homepage: www.buchforschung.at

Redaktion

Johannes Frimmel und Irene Nawrocka

Gedruckt mit

Förderung der MA 7 (Wissenschaftsförderung)



In Kommission bei Praesens Verlag, Wien
ISSN 1999-5660

INHALTSVERZEICHNIS

Editorial. Seite 5

Katharina Bergmann-Pfleger: Zur Biografie von Murray G. Hall. Seite 7

Christina Köstner-Pemsel: Für Murray. Seite 13

Irene Nawrocka: *Das Österreichische Biographische Lexikon 1815–1950*
im Wandel der Zeit: zum Abschluss eines Langzeitprojekts an der
Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW). Seite 17

Andreas Golob: Polemik mit Nachdruck. Die *Politischen Gespräche der*
Todten (1786–1810) im Kampf gegen ihre Nachdrucker. Seite 25

Karin Gradwohl-Schlacher: Literarischer Neubeginn in Graz 1945/46
oder Die Projekte des Robert Michael Raffay. Seite 51

Andreas Golob: Bericht über das Symposium
„450 Jahre Jesuitenbibliothek Graz (1573–2023)“. Seite 69

REZENSIONEN

Simon Portmann: Zwischen Wissensverbreitung und wirtschaftlichem
Profit: Eine Nachdrucker-Gesellschaft in der zweiten Hälfte des
18. Jahrhunderts. (Michael Wögerbauer) 73 /
Christine Haug, Fotis Jannidis (Hrsg.): Der deutschsprachige Heftroman.
(Christian Zolles) 79

NOTIZEN

Einladung zur Generalversammlung der Gesellschaft für Buchforschung
84 / Jubiläumsausstellung in Stift Admont 84 /
Bilddokumentation der Österreichischen Zeitungen 84

EDITORIAL

Liebe Mitglieder!

Wir freuen uns, dass es gelungen ist, eine neue Redakteurin und Mitherausgeberin der *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung* zu gewinnen. Irene Nawrocka ist Mitarbeiterin der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und hat bei Murray G. Hall ihre Dissertation über den Bermann-Fischer Verlag im Exil verfasst. Sie ist auch Herausgeberin des Briefwechsels zwischen Gottfried Bermann Fischer und Carl Zuckmayer. Als Studentin von Murray G. Hall und Spezialistin für das Verlagswesen des 20. Jahrhunderts und die Literaturgeschichte des Exils ist sie in vieler Hinsicht die ideale Nachfolgerin unseres vor knapp einem Jahr verstorbenen Herausgebers. Im vorliegenden Heft schildert Irene Nawrocka die wechselhafte Geschichte des *Österreichischen Biographischen Lexikons*, dessen langjährige Mitarbeiterin sie war.

Eröffnet wird das Heft mit einer von Katharina Bergmann-Pfleger verfassten, sehr persönlich gehaltenen Biographie, die das Bild Murray G. Halls um viele private Facetten erweitert, und mit einem Nachruf von Christina Köstner. In einem weiteren Beitrag setzt sich Andreas Golob am Beispiel der *Politischen Gespräche der Toten* mit der Polemik um den Nachdruck um 1800 auseinander und beschreibt die Strategien der Verleger im Kampf gegen diese in der Habsburgermonarchie weitverbreitete Praxis. Karin Gradwohl-Schlacher befasst sich am Beispiel des umtriebigen Autors und Verlegers Robert Michael Raffay mit dem Literaturbetrieb im Graz der Nachkriegszeit. Graz stand auch im Mittelpunkt eines Symposions über die dortige Jesuitenbibliothek, über das Andreas Golob berichtet. Das Heft wird von zwei Rezensionen sowie Notizen beschlossen. In den Notizen wird auch auf die Generalversammlung am 20. September hingewiesen, die um 17 Uhr in der Wienbibliothek im Rathaus stattfinden wird und zu der wir alle Mitglieder herzlich einladen.

Abschließend möchte ich daran erinnern, dass Peter R. Frank, der Gründer und erste Obmann unserer Gesellschaft, am 7. April 2024 seinen 100. Geburtstag gefeiert hätte. Sein Engagement für die österreichische Buchforschung und seine beeindruckende Persönlichkeit sind unvergessen.

Johannes Frimmel



Murray G. Hall und Katharina Bergmann-Pfleger

Katharina Bergmann-Pfleger:

Zur Biografie von Murray G. Hall

Murray Gordon Hall wurde am 25. Mai 1947 in Winnipeg, Manitoba, Kanada geboren.¹ Sein Vater John Hall entstammte einer kinderreichen (elf Kinder) Nottinghamer Bergmannsfamilie und wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf. 1941 wurde er in Winnipeg bei der Royal Airforce stationiert. Dort lernte er seine spätere Frau Jean kennen, mit der er vier Kinder hatte. Durch die Tätigkeit des Vaters als Sanitäter bei der kanadischen Armee nach dem Zweiten Weltkrieg musste die Familie mehrmals übersiedeln, unter anderem Ende der 1950-er Jahre für zwei Jahre nach Nordrhein-Westfalen,² weshalb Murray G. Hall insgesamt 13 verschiedene Schulen besuchte.

Im Jahr 1966 nahm Hall sein Studium der Germanistik und Romanistik an der Queen's University in Kingston, Ontario, auf, das er nach einem einjährigen Aufenthalt an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg im Breisgau 1970 in Kanada mit dem B.A. (Hons.) abschloss. Sein darauffolgendes Master-Studium der Germanistik begann er an der Universität Wien im Rahmen eines Stipendiums des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst („Bewerber aus aller Welt“). Im Studentenwohnheim in der Wiener Führichgasse lernte er bereits im Wintersemester 1970 seine spätere Frau Inge, geborene Kallinger, Lehramtsstudentin für Deutsch und Englisch und künftige AHS-Lehrerin, kennen.³

1971 kehrte Murray G. Hall gemeinsam mit Inge nach Kanada zurück – das Geld für die Flugtickets hatte sich das junge Paar über Studentenjobs erarbeitet –, um ein Jahr später sein Studium an der Queen's University mit dem M.A. in Deutsch abzuschließen. 1972 verließ der Germanist Kanada jedoch endgültig; an der Universität

1 So nicht anders ausgewiesen, entstammen die Informationen dieser Biografie einem Interview mit Inge, Robert und Richard Hall, das von der Autorin am 18.5.2024 durchgeführt wurde, sowie der Webseite <http://murrayhall.com/> (abgerufen am 10.6.2024).

2 Vgl. Murray G. Hall: Dankesrede. Preis der Stadt Wien für Publizistik 2018. In: *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich* 2023-2, S. 9–12, hier S. 11.

3 Murray G. Hall erzählte später gerne, dass er sich beim ersten Anblick Inges sicher war, er würde sie heiraten. Um mit ihr in Kontakt zu kommen, borgte sich der Germanistikstudent „gefinkelterweise“ bei ihr ein Wörterbuch aus.

Wien begann er sein Doktoratsstudium bei Univ.-Prof. Werner Welzig. 1975 wurde er dort mit einer Dissertation zum Thema Tier und Tiermotivik im Prosawerk Robert Musils zum Dr. phil. promoviert.

Wohl eine der wichtigsten Stationen in Murray G. Halls Privatleben war seine Verheiratung (Heirat) mit Inge. Im Juli 1973 standesamtlich getraut, gaben sich die beiden Anfang August in der Wiener Karlskirche – mit „Studentenrabatt“ – das Ja-Wort. Vor der Hochzeit wurde Murray G. Hall protestantisch getauft, Inge blieb Katholikin. Der Ehe entsprangen zwei Kinder: Robert wurde 1978 geboren, Richard 1980. Zeitlebens unterstützte Inge ihren Mann beim Formulieren und Redigieren seiner Texte.

Murray G. Halls wissenschaftliches Wirken als Germanist und später in der Buchforschung begann spätestens im Jahr 1973, als er die Arbeit als Wiener Sekretär des Vereins Robert Musil Archiv Klagenfurt aufnahm, in deren Rahmen er auch mit Adolf Frisé die Edition der Werke Robert Musils, darunter der Tagebücher, der Gesammelten Werke sowie der Briefe, bis 1981 vornahm. Zugleich war er langjähriges Mitglied des Vorstands der Internationalen Robert Musil Gesellschaft und Redakteur des *Musil-Forums* sowie Vorstandsmitglied der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur. Seine erste Buchveröffentlichung *Der Fall Bettauer* erschien 1978 im Löcker Verlag in Wien; das Interesse an dem ermordeten Autor sollte ihn ein Leben lang begleiten.

Ab 1980 arbeitete Hall im Rahmen eines FWF-Forschungsprojektes an einer zweibändigen Geschichte der österreichischen belletristischen Verlage in der Zwischenkriegszeit, die 1985 im Wiener Böhlau Verlag als *Österreichische Verlagsgeschichte 1918–1938* erschien. Mittlerweile zum Standardwerk geworden, ist dieses seit mehreren Jahren auch online abrufbar;⁴ bis zuletzt versorgte Murray G. Hall die Online-Version mit regelmäßigen Ergänzungen. Halls exakte Dokumentation verschiedenster „Arisierungs-Fälle“ in seiner Verlagsgeschichte brachte ihm allerdings auch Anfeindungen ein; so kam es 1986 zu einer Verleumdungsklage der Familie Hollinek gegen Hall bezüglich der 1938 „arisierten“ Verlags- und Herausgeberrechte an der *Wiener Medizinischen Wochenschrift* des Verlags Moritz Perles, die mit einem Vergleich endete und Halls ursprüngliche Dokumentation bestehen ließ.⁵ Auch wegen des Paul Zsolnay Verlags, über den Hall 1994 das mittlerweile ebenso zum Standardwerk avancierte Buch *Der Paul Zsolnay Verlag. Von der Gründung*

4 Siehe <http://verlagsgeschichte.murrayhall.com/> (abgerufen am 12.6.2024).

5 Vgl. Walter Mentzel: Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Moritz Perles. In: *Lexikon der österreichischen Provenienzforschung*. <https://www.lexikon-provenienzforschung.org/perles-moritz-buch-kunst-und-musikalienhandel> (abgerufen am 12.6.2024).

bis zur Rückkehr aus dem Exil im Niemeyer Verlag vorlegte, erhielt Hall 1985 ein Anwaltsschreiben des Mandanten Hans W. Polak, des damaligen Vize-Vorsitzenden des Hauptverbandes des österreichischen Buchhandels und Vorsitzenden des Österreichischen Verlegerverbandes:⁶ „Murray G. Hall war ein Beispiel dafür, dass Mut und Zivilcourage zur Wissenschaft dazugehören, auch wenn damit Karrierenachteile verbunden sind.“⁷

Zwischen 1984 und 1989 widmete sich Hall einem weiteren FWF-Forschungs- und gleichzeitig Pionierprojekt, das Nachlässe österreichischer Autorinnen und Autoren im Privatbesitz und in öffentlichen Institutionen zum Gegenstand hatte. Als Ergebnis publizierte er 1992 gemeinsam mit seinem 2008 verstorbenen Freund Gerhard Renner das *Handbuch der Nachlässe und Sammlungen österreichischer Autoren* im Böhlau-Verlag.

Während dieser Zeit war Murray G. Hall parallel bereits etliche Jahre seinem durchaus seinem Interesse nach aktuellen Informationen entsprechenden „Brotberuf“ als Nachrichtensprecher und Programmgestalter beim Auslandsdienst des ORF auf Kurzwelle nachgekommen. Von 1977 bis 1995 war er freier Mitarbeiter, von 1995 bis 2009 als Redakteur angestellt. Halls Tagesabläufe, die meist um halb vier Uhr morgens begannen, waren dabei wohl nicht nur für seine Ehefrau und die beiden Söhne eine Herausforderung: Nachdem die Nachrichten um 5 Minuten nach 8 Uhr recherchiert und eingesprochen und danach die Kulturberichte für Radio Österreich international fertiggestellt worden waren, setzte sich der Germanist nach 14.00 mit reichlich Kaffee an seinen Schreibtisch in der Kulmgasse, wo es mit den wissenschaftlichen Arbeiten bis 21.00 abends weiterging. Man fragt sich, woher Murray G. Hall die Zeit fand, auch noch seine (englische) Stimme etwa der Fluggesellschaft AUA oder dem Teleshopping zu verleihen.

Als Ausgleich zu seinen umfassenden beruflichen Tätigkeiten sah der Germanist in seiner – naturgemäß eher spärlichen – Freizeit gerne Wrestling im TV, manchmal stundenlang. Hall war zudem musikalisch: Er spielte schon zu Studenienzeiten leidenschaftlich Gitarre, das Instrument hatte er sich als Autodidakt beigebracht, und sang nicht nur Lieder seines kanadischen Lieblingssängers und Songwriters Gordon Lightfoot. Hall „gartelte“ auch gerne, ab 1992 in seinem Schrebergarten im Kleingartenverein Rosental. Auf der „Alm“ verbrachte er viel

6 Vgl. Murray G. Hall: Rühren an den Schlaf der Welt. In: *Das jüdische Echo* 1, Vol. XXXV, (1986), S. 86–98, online unter: <http://personal.murrayhall.com/wp-content/uploads/2017/09/R%C3%BChren-an-den-Schlaf-der-Welt.-1986.pdf>, S. 2 (abgerufen am 12.6.2024).

7 Johannes Frimmel: Nachruf auf Murray G. Hall. In: *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich* 2023-2, S. 7–8, hier S. 8.

Zeit mit seinen Freunden, seiner Familie und später den Enkelkindern Lilly, Theodor, Arthur und Samuel.

Ein weiteres Standbein des Germanisten blieb bislang unerwähnt, nämlich seine Tätigkeit als Dozent an der Wiener Universität. Nachdem er bereits ab 1982 als Lektor bzw. Lehrbeauftragter am Institut für Germanistik der Universität Wien tätig gewesen war, folgte 1987 seine wesentlich durch den Germanistikprofessor Wendelin Schmidt-Dengler geförderte Habilitation. Ab dem Sommersemester 1988 bis zum Wintersemester 2011/12 hielt Hall zahlreiche Lehrveranstaltungen mit Schwerpunkt Verlagswesen und Buchhandelsgeschichte ab. Während dieser Zeit und noch weit darüber hinaus betreute er über 300 Diplom- bzw. Masterarbeiten und Dissertationen, von denen mehrere publiziert wurden. „Die Lehrveranstaltungen und wissenschaftlichen Arbeiten können aber leider nicht darüber hinwegtäuschen, dass es nicht möglich gewesen ist, die Buchforschung wenigstens an einer österreichischen Universität durch einen Lehrstuhl zu institutionalisieren. Angesichts der Richtung, in die die Wiener Germanistik sich entwickelt, ist dies auch in Zukunft unwahrscheinlich,“⁸ schrieb Hall nach seinem Ruhestand in seinem Kurzlebenslauf. Halls Wirken als externer, außerordentlicher Professor (Entschluss von Oktober 2000) an der Wiener Germanistik kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Neben der fachlichen Betreuung war er stets bemüht, seine Studenten und Studentinnen zu vernetzen, unter anderem durch die einmal pro Semester abgehaltenen Heurigenabende. Diesen Netzwerk-Treffen – in den letzten Jahren in der „Doktorinnen-Runde“ – entsprangen gemeinsame wissenschaftliche Projekte, Berufsideen und nicht zuletzt Freundschaften. Als Gastdozent wirkte Hall zudem an den Universitäten München, Klagenfurt und Salzburg.

Um den Mangel einer fehlenden institutionalisierten Buchforschung in Österreich auszugleichen und ihr zumindest eine Plattform zu geben, gründete Murray G. Hall gemeinsam mit Peter R. Frank 1998 die „Gesellschaft für Buchforschung in Österreich“. Seit dem Frühjahr 1999 gab er zweimal jährlich deren *Mitteilungen* heraus, seit dem Jahr 2000 erschien deren Reihe „Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich“, zuerst in der Edition Praesens in Wien, später beim Harrassowitz-Verlag in Wiesbaden. Von 2008 bis 2022 wirkte Murray G. Hall als Obmann der Gesellschaft, wobei der Vereinssitz in der Wiener Kulmgasse situiert war.

Die Liste mit Murray G. Halls wissenschaftlichen Tätigkeiten ist damit allerdings noch lange nicht zu Ende: Zwischen 1990 und 1992 führte er gemeinsam mit Gerhard Renner das Projekt „Aufbau des Österreichischen Literaturarchivs“

8 <http://murrayhall.com/> (abgerufen am 10.6.2024).

an der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien durch. Zu einem Vorreiter in Sachen Provenienzforschung bzw. Bibliotheksgeschichtsschreibung wurde der Germanist durch das ab 2004 gemeinsam mit Christina Köstner-Pemsel durchgeführte FWF-Projekt „Geschichte der Nationalbibliothek in Wien in der NS-Zeit“, aus dem die umfangreiche Monografie „... allerlei für die Nationalbibliothek zu ergattern ...“ *Eine österreichische Institution in der NS-Zeit* (Böhlau 2006) hervorging. In den letzten Jahren widmete sich Murray G. Hall der Geschichte der deutschsprachigen Verlage in Böhmen zwischen 1919 und 1945, deren Ergebnisse er auf einer immer wieder mit zusätzlichen Informationen aktualisierten Webseite öffentlich zugänglich machte.⁹ Auch sein letztes Buch *Der Volk und Reich Verlag, Prag. Zur Geschichte des Buchhandels und Verlagswesens im Protektorat Böhmen und Mähren 1939–1945* (Praesens 2021) steht in diesem Zusammenhang.

Für seine herausragenden wissenschaftlichen Leistungen wurde Murray G. Hall mehrfach ausgezeichnet: 1984 erhielt er den Kardinal-Innitzer-Förderungspreis, 1985 den Förderungspreis der Stadt Wien, 2002 das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien und 2018 den Preis der Stadt Wien für Publizistik. Auch seine österreichische Staatsbürgerschaft – Hall blieb als Doppelstaatsbürger Zeit seines Lebens Kanada eng verbunden – wurde ihm 1994 für besondere wissenschaftliche Leistungen für die österreichische Republik verliehen.

Murray G. Hall starb am 4. September 2023 im Alter von 76 Jahren nach kurzer, schwerer Krankheit in Wien. Er wurde im Klosterwald Wien-Kahlenberg unter einem Ahornbaum bestattet. Als Wissenschaftler hinterlässt Murray G. Hall eine große Lücke nicht nur in der österreichischen Buchforschung. Als Mensch wird er jedem, der ihm nahegestanden ist, mit seiner verlässlichen, ruhigen, mitunter auch introvertierten Art, jedenfalls mit seinem spitzzüngigen Sarkasmus, allem voran aber mit seinem großen Herzen und seinem Engagement für das Wohlergehen anderer sehr fehlen.

9 Vgl. <https://web.archive.org/web/20230326161821/http://www.boehmischeverlagsgeschichte.at/> (abgerufen am 20.6.2024).

Für Murray

Familie Hall hatte mich gebeten, stellvertretend für die vielen Studentinnen und Studenten von Murray bei seinem Begräbnis zu sprechen. Ich folgte dieser Bitte gerne, wenngleich es mir nicht leicht fiel zu sprechen. Der Schmerz über seinen Verlust war groß – und ist es ein knappes Jahr danach noch immer.

An den Beginn meiner Worte stellte ich ein Zitat des 1945 durch das NS-Regime hingerichteten evangelischen Pastors Dietrich Bonhoeffer, der sagte: „Es gibt nichts, was uns die Abwesenheit eines uns lieben Menschen ersetzen kann und man soll das auch gar nicht versuchen; man muß es einfach aushalten und durchhalten; das klingt zunächst sehr hart, aber es ist doch zugleich ein großer Trost; denn indem die Lücke wirklich unausgefüllt bleibt, bleibt man durch sie miteinander verbunden.“

Die Lücke, die Murray in meinem Leben hinterlassen hat, bleibt unausgefüllt. Seine Rolle des Mentors kann niemand übernehmen. Seine Anteilnahme an meinem beruflichen – und später auch privaten – Leben begleitete mich seitdem ich bei ihm studierte. Er ließ unseren Kontakt nie abreißen und war immer zur Stelle, wenn ich Fragen hatte. Wie ernst es um seine gesundheitliche Situation bestellt war, habe ich erst Ende Juli bemerkt als ich ihn ein letztes Mal besuchen konnte.

Im Folgenden möchte ich nun den Text veröffentlichen, den ich bei Murrays Begräbnis gesprochen habe:

Wir alle werden im Laufe des Lebens von vielen Menschen geprägt; in meinem Leben war Murray einer der besonderen Menschen, die meinen Lebensweg sehr stark beeinflusst haben. Der Tag, an dem Murray mich gefragt hat, ob ich an der Geschichte der Österreichischen Nationalbibliothek mitarbeiten möchte, war im Nachhinein betrachtet ein ganz entscheidender Moment. Ohne ihn wäre ich beruflich nicht da, wo ich heute bin.

Aber der Reihe nach ... Ich hatte bereits Murrays Verlagsgeschichte – heute ein Standardwerk – gekannt, als ich 1997 sein Seminar zur Verlagslandschaft der 1980er und 90er Jahre belegte und ihn erstmals als Universitätslehrer erlebte. Seine beeindruckende Fachkompetenz, sein – fast lexikonartiges – Wissen über Verlagsthemen, über (Antiquariats-)Buchhandel und Bibliotheken beeindruckte mich von Anfang an. Aber auch seine ruhige und freundliche Art, sein Humor, sein Interesse an den

Studierenden, die Art und Weise ihnen seine Forschungsthemen nahe zu bringen, zeichneten ihn aus. Nicht nur mir ging es so, seine Seminare waren immer voll belegt und während seiner Zeit als Hochschullehrer betreute er an die 300 Dissertationen, Diplom- und Masterarbeiten. So entstanden viele Publikationen, die die Verlags- und Buchhandelsgeschichte bereichern, die aber auch zu Themen der Kinder- und Jugendliteratur geschrieben wurden. Unter seinen ehemaligen Studentinnen und Studenten sind viele mittlerweile selbst bekannte Wissenschaftler/innen.

Gegen Ende meines Studiums gab es nur eine Option die Diplomarbeit zu schreiben – nämlich bei Murray! Seine Themenschwerpunkte waren genau die Bereiche, die auch mich interessierten. Als ich ihn fragte, schlug er mir sofort vor über den Globus Verlag zu arbeiten. Ich war begeistert und schnell hatte mich das Rechercheieber gepackt. Bei Murray Diplomarbeit zu schreiben, war toll, weil man bei ihm tatsächlich betreut wurde. Er antwortete schnell auf alle Fragen und nahm sich immer wieder Zeit für Besprechungen. Er gab sehr wertvolles und konstruktives Feedback und uns Studierenden die Chance daraus zu lernen. Er las die Arbeiten Wort für Wort, auch das kann als besonders hervorgestrichen werden. Ich kann mir keinen besseren Betreuer vorstellen. Es ging nicht nur mir so, uns alle hat Murray auf unglaublich wertschätzende und aufmerksame Art unterstützt.

Eine besonders schöne Zeit in meinem Leben waren die zwei Jahre, in denen Murray und ich am FWF-Projekt „Geschichte der Nationalbibliothek in Wien in der NS-Zeit“ gearbeitet haben. Im Gegensatz zu manch anderen Projektleitern setzte er nicht nur seinen Namen darauf. Er reduzierte sogar seinen Job beim ORF auf 20 Stunden, um mehr Zeit für das Projekt zu haben. So erlebte ich hautnah wie Murray an eine neue Forschungsfrage heranging. Im engen Austausch recherchierten wir und erarbeiteten uns die Materie, so konnte ich ganz viel von ihm lernen. In besonders guter Erinnerung habe ich auch die Reisen, die wir im Rahmen des Projekts unternahmen. Unsere Recherchen führten uns nach Belgrad, Berlin, Maribor und Triest – vor allem auf den Spuren von Paul Heigl und seiner ausgedehnten Erwerbungspolitik. Am Ende des Projekts waren wir uns bei gewissen Fragen, vor allem in Bezug auf den Provenienzbericht der ÖNB, nicht einig. Und ich erzähle folgende Anekdote nur, weil sie zeigt, wie ernst Murray meine Meinung nahm. Die Meinung einer Studentin. Als wir beim Feinschliff des Textes bei gewissen Passagen auf keinen grünen Zweig kamen, bat er Gerhard Renner, der inzwischen leider auch verstorbene stellvertretende Leiter der Wienbibliothek und ein enger Freund Murrays, uns als „Mediator“ zu helfen. Ich denke, die meisten Professor/innen hätten einfach ihre Sichtweise durchgesetzt. Nicht Murray. Dass er mei-

ne Meinung ernst nahm, stärkte mich sehr und gab mir Selbstvertrauen auch für weitere wissenschaftliche Arbeiten, wofür ich ihm ungemein dankbar bin. Murray war sehr stolz, dass wir das Projekt in der vorgegebenen Zeit abschließen konnten und das Buch kurz darauf im Böhlau Verlag erscheinen ist. Und wir freuten uns natürlich sehr, dass in Rezensionen unser Buch als so etwas wie ein Modell bzw. ein Maßstab für Bibliotheksgeschichtsschreibung hervorgehoben wurde.

Im Folgenden möchte ich auch aus Nachrufen von Murrays „Doktorinnenrunde“ zitieren:

Meine Kollegin Susanne Blumesberger hat es vor kurzem auf den Punkt gebracht: Murray war ein *feinsinniger Mentor!* Sie stellte aber auch fest, dass er ein *begabter Netzwerker* war. Tatsächlich bot er uns den Rahmen, uns untereinander besser bekannt zu machen. Am Ende jeden Studienjahres lud Murray zum Heurigen ein und so lernten wir auch – ehemalige und aktuelle – Studierende kennen. Damit gelang ihm auf eine unaufgeregte Weise ein effizientes Netzwerk zu schaffen, auf das wir alle zurückgreifen konnten und immer noch können. Auch nach seiner Emeritierung hielt er weiterhin den Kontakt und organisierte regelmäßig Treffen – unsere „Doktorinnenrunde“, die für mich, vielleicht für uns alle, ein bisschen wie Familientreffen waren. *Murray war an unserem beruflichen und persönlichen Werdegang sehr interessiert und dabei so emphatisch stolz auf uns*, wie es meine Studienkollegin Irene Nawrocka so treffend beschrieben hat. Eine weitere Dissertationsschwester Susanne Falk, heute Schriftstellerin, meinte: *Murray hat uns allen, die bei ihm studierten, etwas gegeben, das nur die besten Lehrer hinbekommen: den unbedingten Glauben daran, dass etwas Gutes aus dem entstehen kann, was wir tun.* Und auch Katharina Bergmann strich hervor, dass Murray sie nicht nur mit seiner beruflichen Expertise immer unterstützt hat, sondern sie gefühlt in seine Familie aufnahm. Sie schreibt: *Ich durfte viele schöne Stunden bei ihm und Inge zuhause, im Garten oder bei Feierlichkeiten verbringen.*

Murray, ich möchte dir im Namen aller Studentinnen und Studenten Danke sagen. Was für ein Glück hatten wir, dich als Lehrer gehabt zu haben. Du warst im besten Sinne für uns ein *Doktorvater und Freund* und hinterlässt eine Lücke, die nicht gefüllt werden kann! Du fehlst!

Christina Köstner-Pemsel

Irene Nawrocka:

Das „*Österreichische Biographische Lexikon 1815–1950*“

im Wandel der Zeit: zum Abschluss eines Langzeitprojekts an
der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW)

65 Jahre nach Erscheinen des ersten Bandes wurde das *Österreichische Biographische Lexikon* (ÖBL) mit dem 16. Band 2022 in der Printfassung fertiggestellt. In diesem einzigen supranationalen Lexikon Mitteleuropas fanden verdienstvolle Personen aus allen Völkern der Habsburgermonarchie Aufnahme, darüber hinaus auch solche, die keine größere Bekanntheit erfahren haben oder zwischenzeitlich in Vergessen geraten waren. Der zeitliche und geographische Bearbeitungsrahmen umfasste das Jahr 1815 mit der Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongress, ab 1867 die cisleithanische Reichshälfte der österreichisch-ungarischen Monarchie, die Erste Republik und den Ständestaat, ab März 1938 mit dem „Anschluss“ das Deutsche Reich und ab 1945 die Zweite Republik. Das Sterbejahr der aufgenommenen Personen lag – wie im Titel bereits angezeigt – zwischen 1815 und 1950.

Als Vorlage für das Konzept diente der Vorgänger „Wurzbach“, also Constant von Wurzbachs *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und seinen Kronländern gelebt haben*“ das zwischen 1856 und 1891 in 60 Bänden mit über 24.000 Biographien erschien und von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien finanziell gefördert wurde.

Bereits 1916, mitten im Ersten Weltkrieg, entstand unter der Leitung von Oswald Redlich und Anton Bettelheim ein Ausschuss österreichischer Gelehrter mit dem Plan zu einer Neuen Österreichischen Biographie für den Zeitraum 1815–1918. Das Konzept sah drei Abteilungen vor: 1. Biographien, 2. Bibliographien, 3. Biographisches Grundbuch. Der erste Band *Neue Österreichische Biographie 1815–1918. Erste Abteilung Biographien* erschien 1923 im Verlag Wiener Drucke. Mit dem zweiten Band *Neue Österreichische Biographie 1815–1918. Zweite Abteilung Biblio-*

graphie ging das Unternehmen an den Amalthea Verlag über, wo weitere Bände, ab 1956 unter dem Titel *Große Österreich*, bis 1987 erschienen.



Abb. 1 ÖBL-Bände

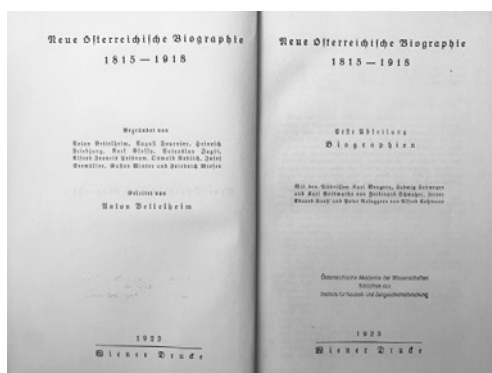


Abb. 2 Neue Österreichische Biographie (1815–1918)

1946 setzte die Akademie der Wissenschaften in Wien eine Kommission für die Ausarbeitung eines Österreichischen Biographischen Lexikons ein, und der Inhaber des Amalthea Verlages Heinrich Studer übergab die für das „Biographische Grundbuch“ gesammelten Vorarbeiten der Akademie. Der ursprüngliche Plan der Kommission sah ein 3- bis 4-bändiges Kurzlexikon vor. Die in den ersten Bänden enthaltenen Kurzbiographien von Autor/innen vorwiegend aus dem universitären Umfeld umfassen tatsächlich oftmals nur wenige Zeilen mit knappen Werk- und Literaturangaben. 1949 lagen 4.000 Biographien, den Buchstabenbereich A–D umfassend, druckfertig vor und wurden Experten und einigen wenigen Expertinnen aus 30 Fachgebieten zur Überprüfung übergeben. Dabei gingen mehr als 200 Biographien verloren. Da man keine Duplikate angefertigt hatte, führte dies zu einer großen Verzögerung bei der Drucklegung.

Bei der Verlagswahl entschied sich die Akademie der Wissenschaften für Hermann Böhlau Nachf. in Graz. Der Verlag schlug ein Erscheinen des Lexikons nicht in Bänden, sondern in Lieferungen vor – ein Vorgehen, das die Redaktion des Lexikons, der die Verfasserin dieses Beitrags von 2009 bis 2023 angehörte, bis zuletzt beibehielt. Anfänglich wurden fünf Lieferungen zu einem Band gebunden, später vier, zuletzt drei.

1953 unterzeichneten der damalige Präsident der ÖAW Richard Meister, Generalsekretär Josef Keil und Leo Santifaller als Obmann der Kommission für die

Ausarbeitung eines Österreichischen Biographischen Lexikons den Verlagsvertrag. Meister wandte sich in einem Brief an die wirklichen Mitglieder der ÖAW und ersuchte diese, an der Auswahl der aufzunehmenden Persönlichkeiten mitzuarbeiten. Er selbst übernahm den Fachbereich Philosophie und arbeitete Biographien aus. Diese wurden allerdings nicht namentlich gezeichnet, etwas, das man erst mit dem vierten Band 1969 änderte. Zuvor waren die Bearbeiter/innen der einzelnen Biographien durch eine Auflistung im vorderen Teil der jeweiligen Bände auffindbar. 1954 erschien die erste Lieferung, 1957 schließlich der erste mehrere Lieferungen umfassende Band im signifikanten Einband mit dunkelrotem Buchrücken. 1959 folgten der zweite und 1965 der dritte Band.

1971 wurde die 23. Lieferung fertiggestellt. Das ÖBL hatte zu diesem Zeitpunkt 921 Abonnent/innen und die Auflage lag bei 2.000 Exemplaren. Eine Lieferung kostete damals 120 Schilling, der ursprüngliche Preis lag bis 1971 bei 76 Schilling. Nachdem die ersten Bände nicht mehr lieferbar waren, stellte sich die Frage einer Neuauflage, doch die Umsetzung sollte noch etwas dauern. Lieferungen mit Biographien von Angehörigen des Herscherhauses waren am schnellsten vergriffen.

Im übernächsten Jahr, 1973, gründete die Akademie ihren eigenen Verlag und löste den Vertrag mit Böhlau. Der sechste Band des *Österreichischen Biographischen Lexikons* erschien 1975 im Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Für den siebten Band (1978) wurde von Blei- auf Fotosatz umgestellt, was für die Mitarbeiter/innen redaktionelle Mehrarbeit bedeutete; fünf Personen wurden nach der Danksagung an in- und ausländische Mitarbeiter/innen, Institutionen und Archive erstmals namentlich im Schlusssatz der Einleitung genannt, drei erstmalig auf dem Titelblatt im achten Band (1983).

Zusätzlich zum Lexikon wurde eine Schriftenreihe begründet, deren erstes Heft, *Wurzbach-Aspekte* von den ÖBL-Redakteur/innen Elisabeth Lebensaft und Hubert Reitterer 1991 erschien. Im gleichen Jahr fand die vom Österreichischen Biographischen Lexikon gemeinsam mit dem Wiener Stadt- und Landesarchiv organisierte Ausstellung „Der ‚Wurzbach‘ – 100 Jahre“ in Wien statt. Insgesamt kamen in der ÖBL-Schriftenreihe 12 Hefte bzw. Bände heraus; 2011 wurde sie allerdings aufgrund budgetärer Kürzungen eingestellt. Als letzten Band veröffentlichten Elisabeth Lebensaft und Christoph Mentschl 2010 „Are you prepared to do a dangerous job? *Auf den Spuren österreichischer und deutscher Exilanten im britischen Geheimdienst SOE*“.

Schließlich kamen 1993 die ursprünglich bei Böhlau erschienenen Bände 1–5 der 2., unveränderten Neuauflage im Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften heraus. 1994 richtete die ÖAW schließlich ein Institut mit dem Namen

„Österreichisches Biographisches Lexikon und biographische Dokumentation“ ein. Die „biographische Dokumentation“ umfasste Mitte der 1990er Jahre ca. 30 Laufmeter an Karteikarten sowie eine Materialsammlung, die aus Zeitungsausschnitten, Exzerpten, Partezettel, Korrespondenzen und Archivdokumenten bestand und laufend erweitert wurde. Im Zuge der Einrichtung des neuen Instituts setzte man erstmals einen geschäftsführenden Direktor ein, und die Redaktion erfuhr eine Gliederung nach Fachbereichen mit jeweils dafür verantwortlichen wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen, den „Fachbereichsbetreuern“.

1997 erhielt das Institut die erste Datenbank, mit der eine elektronische Erfassung der Neuzugänge an Kurzbiographien möglich war. Das jahrzehnte lange Arbeiten mit Karteikarten gehörte endgültig der Vergangenheit an. Mit der Entwicklung der institutseigenen Datenbank „ÖBLDOC“ übertrug man sukzessive die Karteibestände in diese. Die 1989 begründete *Austrian Jewish Biography* (ATJB) wurde 1996 unter der Leitung von Anna L. Staudacher dem ÖBL angeschlossen. Es entstand die Idee zu einem gemeinsamen online-Register mit dem deutschen Lexikon, „ADB/NDB/ÖBL“. Zu diesem Zeitpunkt lagen 15.000 gedruckte ÖBL-Biographien vor.

1998 richtete man eine Bibliographiedatenbank für den Bibliotheksbestand sowie eine Verwaltungsdatenbank ein, und 1999 erhielt das Österreichische Biographische Lexikon erstmals eine Homepage. 2003 erstellte man ein online-Register mit den Eckdaten der aufgenommenen Personen und machte Scans der bisherigen Biographien der Druckfassung im Internet zugänglich. Die ersten online-Biographien, die zusätzlich zu den gedruckten veröffentlicht wurden und deren Bearbeitungszeitrahmen bis zum Jahr 2000 erweitert wurde, stellte man 2004 online, während parallel dazu die Printausgabe des Lexikons fortgeführt wurde. Das Projekt einer online-Edition des ÖBL wurde 2005 positiv durch das ÖAW-Rechenzentrum und das Institut für Technikfolgenabschätzung evaluiert, und 2006 erfolgte die Finanzierungszusage durch das ÖAW-Präsidium. Eine neue Datenbank ermöglichte 2008 eine direkte Generierung der online-Biographien. Diese online-Edition mit einem Bearbeitungszeitrahmen von 1815 bis zum Jahr 2000 wurde 2009 öffentlich präsentiert.

Gemeinsam mit der Redaktion der *Neuen Deutschen Biographie*, des *Historischen Lexikons der Schweiz* und der Bayerischen Staatsbibliothek stellte man ebenfalls 2009 das online-„Biographie-Portal“ (www.biographie-portal.eu) mit Zugriffsmöglichkeit über ein gemeinsames Register auf sämtliche Biographien vorerst der vier großen Nachschlagewerke ADB, NDB, ÖBL sowie HLS und aktuell (2024) folgender Lexika vor:

- Allgemeine Deutsche Biographie (ADB)
- Neue Deutsche Biographie (NDB)
- Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950 (ÖBL)
- Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)
- Biographisches Lexikon zur Geschichte Südosteuropas
- Österreichisches Musiklexikon (OeML)
- Bayerisches Musiker-Lexikon Online (BMLO)
- Rheinland-Pfälzische Personendatenbank (RPPD)
- Sächsische Biografie (SäBi)
- Slovenska biografija (SBI)

Das „Biographie-Portal“ ist eine Kooperation zwischen der Bayerischen Staatsbibliothek, der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und der Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz. Bereits 2009 waren über diese Plattform historisch-biographische Informationen zu mehr als 120.000 Personen abrufbar. Die anfänglich eingebundenen Nachschlagewerke wiesen ein lexikalisches Schema, vergleichbare Aufnahmekriterien und namentlich gezeichnete Artikel von qualifizierten Autor/innen auf. Außerdem erfolgte die Bearbeitung und Überprüfung der Artikel durch eine wissenschaftliche Redaktion. Das Münchener Digitalisierungszentrum der Bayerischen Staatsbibliothek stellte die technische Infrastruktur für das „Biographie-Portal“ bereit. 2011 konnte die erweiterte Online-Edition des ÖBL mit Nachträgen und Ergänzungen für den Zeitrahmen 1815–2010 vorgestellt werden. Durch die Zusammenlegung der Kommission für die Geschichte der Habsburgermonarchie, der Historischen Kommission und des Österreichischen Biographischen Lexikons bildete man 2013 das Institut für Neuzeit- und Zeitgeschichtsforschung (INZ) an der ÖAW.



Abb. 3 Das ÖBL-Logo

Im Rahmen der Ausschreibung „Digital Humanities: Langzeitprojekte zum kulturellen Erbe“ der ÖAW wurde 2014 das Projekt „Mapping historical networks: Building the new Austrian Prosopographical | Biographical Information System“ (APIS) bewilligt und von der Nationalstiftung für Forschung, Technologie und Entwicklung finanziert. Daran waren drei Forschungseinrichtungen der ÖAW beteiligt: Das Institut für Neuzeit- und Zeitgeschichtsforschung (heute Institut für die Erforschung der Habsburgermonarchie und des Balkanraumes) mit dem Forschungsbereich Österreichisches Biographisches Lexikon, das Austrian Centre for Digital Humanities und das Institut für Stadt- und Regionalforschung. Die textuelle Grundlage für APIS bildeten die biographischen Artikel des *Österreichischen Biographischen Lexikons*. Dabei können Verknüpfungen biographischer Daten als Netzwerke dargestellt und darüberhinaus auch als Diagramme und Karten visualisiert werden. Bei einer 2015 in der Nationalbibliothek in Wien von den drei ÖAW-Einrichtungen ausgerichteten großen Konferenz diskutierte man die neuen Möglichkeiten der digitalen Methoden sowie die Notwendigkeit neuer Standards und Normen bezüglich einer überregionalen Nutzbarkeit großer Datenbestände.

2020 kamen die ÖBL-Mitarbeiter/innen zum 2015 eingerichteten nunmehrigen Institut Austrian Centre for Digital Humanities and Cultural Heritage. Der Redaktion gehörten zu diesem Zeitpunkt ein technischer Mitarbeiter sowie sechs wissenschaftliche Fachredakteur/innen an, die jeweils für diverse Themengebiete wie z. B. Wirtschaft, Technik, Naturwissenschaften, Politik, Religion, Literatur oder Kunst zuständig waren. Ihre Tätigkeiten umfassten die Prüfung und Auswahl der aufzunehmenden Personen anhand der in der Datenbank verzeichneten Personen bzw. einschlägiger Literatur, das Verfassen von Biographien, die Beauftragung von Fachleuten und externen Mitarbeiter/innen mit der Ausarbeitung von Kurzbiographien sowie das Prüfen, Ergänzen und Redigieren dieser Texte. 2017 lagen ca. 18.500 gedruckte Biographien in 68 Lieferungen vor. Mit Erscheinen des 16. Bandes und von insgesamt 73 Lieferungen sind nun rund 20.000 gedruckte Biographien (auch online) zugänglich.

Dem starken Wandel betreffend der Recherchierbarkeit und Zugänglichkeit biographischer Daten und Quellen trug die Österreichische Akademie der Wissenschaften 2019 Rechnung durch den sukzessiven Aufbau der „Prosopographischen Forschungsplattform Österreich“ (PFP): Diese stellt ein Dachprojekt für personenbezogene Forschung an der ÖAW unter Anwendung von Methoden der Digital Humanities dar, in die Daten aus diversen prosopographischen Einzelprojekten wie PIO (Personen – Institutionen – Orte) sowie digitalen Editionen eingehen. Dabei werden moder-

ne Technologien des Semantic Web, der Linked Open Data (Wikidata, Gemeinsame Normdatei, GeoNames etc.) sowie Künstliche Intelligenz eingesetzt.

Das Projekt PIO setzen die früheren wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen des nun in der Druckfassung abgeschlossenen *Österreichischen Biographischen Lexikons* um. Die vorhandenen ÖBL-Daten werden validiert sowie annotiert und somit in strukturierter Form aufbereitet. Validierung und Annotierung erfolgen durch personengeschichtliche Recherchen sowie unter Nutzung von Linked Open Data. Der Schwerpunkt der Annotierung liegt dabei auf den Relationstypen Person–Person, Person–Institution sowie Person–Ort. Zusätzlich betreuen die Redakteure auch weiterhin das seit einigen Jahren bestehende Format „Biographie des Monats“, die auf der ÖAW-Homepage und zeitgleich in gekürzter Form auf www.derstandard.at veröffentlicht wird.

Sämtliche Biographien des *Österreichischen Biographischen Lexikons* sind weiterhin unter www.biographien.ac.at open access abrufbar.

Dieser Beitrag wurde anhand folgender Quellen erstellt:

Vorwort/Einleitung. In: *Österreichisches Biographisches Lexikon* 1–16. Graz: Hermann Böhlau Nachf. /Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1957–2022; Elisabeth Lebensaft – Hubert Reitterer: *Wurzbach-Aspekte*. Sonderdruck aus: Wiener Geschichtsblätter 47, Heft 1 (1992), S. 1–13; Hubert Reitterer: Österreichisches Biographisches Lexikon und biographische Dokumentation. In: Peter Csendes und Elisabeth Lebensaft (Hrsg.): *Traditionelle und zukunftsorientierte Ansätze biographischer Forschung und Lexikographie*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1998 (Österreichisches Biographisches Lexikon – Schriftenreihe 4), S. 42–46; Roland Feigl: Die Datenbank „ÖBLDOC“. In: ebd., S. 53–66; Christoph Mentschl: Biographisch-lexikalisches Arbeiten. Gedanken zu Theorie und Praxis fächerübergreifender biographischer Lexika, mit besonderer Berücksichtigung des Österreichischen Biographischen Lexikons. In: Thomas Winkelbauer (Hrsg.): *Vom Lebenslauf zur Biographie. Geschichte, Quellen und Probleme der historischen Biographik und Autobiographik*. Horn-Waidhofen/Thaya: Waldviertler Heimatbund 2000 (Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 40), S. 47–66; Christine Gruber, unter Mitarbeit von Irene Nawrocka: Das „Biographie-Portal“. Ein neues Angebot für biographische Recherchen im Netz. In: *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich* 2009–2, S. 73–76; Ágoston Zénó Bernád u. a (Hrsg.): *Europa baut auf Biographien. Aspekte, Bausteine, Normen und Standards für eine europäische Biographik*. Wien: new academic press 2017; <https://www.oeaw.ac.at/de/acdh/projects/oebl> (Zugriff 26. Juli 2024).

Andreas Golob:
Polemik mit Nachdruck.
Die Politischen Gespräche der Todten (1786–1810)
im Kampf gegen ihre Nachdrucker

Die *Politischen Gespräche der Todten* (zunächst Neuwied, danach Frankfurt am Main, 1786–1810) gehörten dank der spitzen Feder des Redakteurs Moritz Flavius Trenck von Tonder (1746–1810) zu den beliebtesten und gleichzeitig kontroversesten Erzeugnissen der periodischen Presse der Sattelzeit. Der aus Dresden gebürtige und weitgereiste Diplomatensohn betrieb sein lautstarkes Presseorgan als Ein-Mann-Unternehmen, das laut zeitgenössischer Einschätzung trotz der harten Konkurrenz seinen Lebensunterhalt sicherte.¹ Im Mittelpunkt der Zeitung standen die Gespräche bedeutender verstorbener Persönlichkeiten oder auch fiktiver Charaktere aus der Weltliteratur sowie aus Volksbüchern, ab 1788 auch regelmäßig die Korrespondenz zwischen Lebenden und Toten. Darüber hinaus enthielt die sogenannte „Neuwieder Zeitung“ einen Berichterstattungsteil, der nicht selten ebenfalls in der Sphäre des „Elysäums“ vorgetragen sowie kommentiert wurde, damit eng mit dem Raisonement verwoben war und deutliche charakteristische Überformungen durch den Redakteur aufwies. Schließlich sorgte ein Anzeigenblatt, in dem zuweilen ebenfalls der Duktus des Zeitungsschreibers beim Rühren der Werbetrommel erahnt werden kann, für Informationen aus Handwerk, Handel und freien Berufen. Insgesamt handelte es sich also um ein typisch hybrides Medium seiner Zeit, das politische Nachrichten als Zeitungsinhalte im engeren Sinn, eher Raisonement als gemeinnütze Beiträge aus dem Spektrum des Zeitschriftenwesens und Inserate eines Intelligenzblatts in sich vereinte. Die Kreativität des verantwortlichen Verfassers durchzog das Medium.

1 Vgl. Karl Florentin Leidenfrost: *Historisch-biographisches Handwörterbuch der denkwürdigsten, berühmtesten und berüchtigtsten Menschen aller Stände, Zeiten und Nationen*, Bd. 5. Ilmenau: Bernhard Friedrich Voigt 1827, S. 385.

Die oft radikale, unflätige, bildreiche, volkstümliche Sprache wandte sich an ein breites Lesepublikum, dem auch die jeweils sprechenden Geister kurz vorgestellt wurden. Jedoch bot das Presseorgan gebildeteren Kreisen, die bereits in besonderer Weise mit den verblichenen Größen der Weltgeschichte vertraut gewesen sein mussten, etwa fremdsprachige, vor allem lateinische, Mottos oder ausgeklügelte Rätsel. Die politische Ausrichtung, nämlich eine zunehmend antirevolutionäre und letztendlich gegenrevolutionäre Zielrichtung,² prädestinierte es für eine weite Verbreitung im deutschen Sprachraum durch Auszüge, Erwidern und wörtliche Nachdrucke unter den wachsamen Augen der Ancien Regime-Zensoren. Insbesondere ergab sich eine Nähe zur Habsburgermonarchie, weil der Zeitungsschreiber vor seiner journalistischen Tätigkeit am Theresianum ausgebildet worden war, in habsburgischen Militärdiensten gestanden hatte und diese Erfahrungen sowie Netzwerke in mannigfaltiger Weise, größtenteils gepaart mit eindeutigen Sympathien für das Herrscherhaus, einfließen ließ. Durch die chauvinistische Schlagseite, die sich eins zu eins in Karl d'Esters umfassender Monographie widerspiegelt,³ wurde die Erforschung der eminenten Zeitung nach 1945 gehemmt. Erst im Zuge des Revolutionsjubiläums von 1789/1989 war eine größere Arbeit zum bildpublizistischen Gehalt zu verzeichnen, wodurch die Innovationskraft der *Politischen Gespräche* gewissermaßen wiederentdeckt wurde.⁴ Jüngst wurden Momente der Oralität sowie der Akustik im „Neuwieder“, Trenck von Tonders Zeitkritik sowie sein umfassender Beitrag zur medizinischen Publizistik umrissen.⁵

- 2 Für dieses Milieu v. a. Helmut Reinalter: Gegen die Tollwuth der Aufklärungsbarbarei. Leopold Alois Hoffmann und der frühe Konservatismus in Österreich. In: Christoph Weiß, Wolfgang Albrecht (Hg.): *Von „Obscuranten“ und „Eudämonisten“. Gegenauflärerische, konservative und antirevolutionäre Publizisten im späten 18. Jahrhundert*. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1997 (Literatur im historischen Kontext 1), S. 221–244.
- 3 Karl d'Ester: *Das politische Elysium oder die Gespräche der Todten am Rhein. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Presse und des deutschen Gedankens am Rhein*, 2 Bde. Neuwied: Strüder 1936 und 1937 (Zeitung und Leben 30 und 31).
- 4 Wolfgang Hans Stein: Die Zeitung als neues bildpublizistisches Medium. Die Revolutionskarikaturen der Neuwieder „Politischen Gespräche der Todten“ 1789–1804. In: *Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte* 19, H. 2 (1992), S. 95–157. Dieser digital verfügbare Artikel bietet sämtliche Kupferstiche: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb00016311?page=107> (zuletzt abgerufen 5. August 2024).
- 5 Andreas Golob: Gespitzte Korrespondentenohren und geduldige Eselsohren. Zeitungsberichterstattung und Raisonement in ihrem Verhältnis zu Oralität und akustischen Phänomenen in der „Grazer Bauernzeitung“ (1786–1796) und in den „Politischen Gesprächen der Todten“ (1786–1810). In: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte* 22 (2020), S. 83–110; Ders.: Zeitungen und Zeit im 18. Jahrhundert. Produktion, Berichterstattung und Raisonement in Nachrichtenstrom und Jahreskreis. In: Ders., Ingrid Haberl-Scherk (Hg.): *Zeit und Zeitgeschehen in der periodischen Pres-*

Der „Neuwieder“ ist auch eine Fundgrube für den Nachdruck als Phänomen der Zeit und des Raums.⁶ Wie anhand einer konzentrierten Auswahl von Texten angedeutet werden wird, handelt es sich um ein zentrales Anliegen des Redakteurs und sicherlich auch um einen wunden Punkt, denn die Beliebtheit der *Politischen Gespräche* führte zu zahlreichen wörtlichen Übernahmen verschiedenen Umfangs, zumal in der Habsburgermonarchie, wo dem Nachdruck ausländischer Druckerzeugnisse Tür und Tor geöffnet war, weil rechtlicher Schutz in der Regel inländischen Produzenten eingeräumt wurde.

Zunächst erfolgt die Darstellung verschiedener Herangehensweisen an das Problem und der Vermittlung zentraler satirischer Stellungnahmen, die größtenteils in wörtlicher Wiedergabe einen Eindruck von Trenck von Tonders Bemühungen, von seinem Stil und seinen, häufig verwendeten, Motiven ermöglichen sowie die Breite des Phänomens zeigen.⁷ In der Folge werden nicht nur aus arbeitsökonomischen Gründen der Nachdruck der *Politischen Gespräche* im Speziellen und der Nachdruck im Zeitungswesen im Allgemeinen im Mittelpunkt stehen. Denn dadurch wird die Sicht auf ein spezielles Gebiet geschärft, das um 1800 über weite Strecken, sowohl geographisch als auch inhaltlich, geradezu von Auszügen sowie vom Nachdruck lebte,⁸ und im Gegensatz zum Nachdruck von Büchern bisher wenig Aufmerksamkeit erfuhr.⁹ Insbesondere sollen der undifferenzierten Betrachtung des Nachdrucks von Büchern, Zeitungen im Allgemeinen und der „Neuwieder Zeitung“ im Besonderen, wie sie etwa bei d'Ester und auch bei Trenck von Tonder selbst vorherrscht, Facetten abgewonnen werden, die es wert sind, in der Forschung weiter verfolgt zu werden.

se des 17.–19. Jahrhunderts. Fallstudien zu Perzeption und Reflexion. Berlin u. a.: Peter Lang 2024, S. 23–79, insb. S. 51–54, 60–63; Ders.: Körper, Gesundheit, Krankheit und Medizin in den Politischen Gesprächen der Todten. In: Marina Hilber, Ders., Elisabeth Lobenwein (Hg.): *Medizin in der deutschsprachigen periodischen Presse des langen 19. Jahrhunderts. Akteure, Praktiken und Formate.* Berlin u. a.: Peter Lang 2024, S. 29–82.

- 6 Teils auch als solche erkannt und schon behandelt bei d'Ester, *Das politische Elysium*, S. 81–99. Die Darstellung in der Monographie wirkt oft plakativ und deskriptiv, sehr eng am Original, jedoch teils mit kruden Abschreibfehlern, die fallweise geradezu skurril wirken: So wird ein „Censurconzipist“ (s. u.) zum „Zensur-Komponisten“ (ebenda, S. 86; dort auch: „Zahlen“ statt „Zahlheim“, „Einsinger“ statt „Einzinger“).
- 7 Vgl. für die Vorgeschichte und frühere Motivik kurz d'Ester, *Das politische Elysium*, S. 81.
- 8 Für diese Differenzierung in „Nachdruckzeitungen“, „Auszugszeitungen“ und „Mischtypen“, jeweils in Bezug auf „Originalzeitungen“ am deutlichsten: Marianne Enigl: *Die Nachricht – ihre Gewinnung und Bearbeitung am Ende des 18. Jahrhunderts in Wien.* Dissertation Univ. Wien 1977, S. 53–59.
- 9 Vgl. Will Slauter: *Who Owns the News? A History of Copyright.* Stanford/California: Stanford University Press 2019, S. 11.

Trenck von Tonders Strategien und Stellungnahmen gegen den Nachdruck

Der Redakteur versuchte, wie unter seinen Kollegen im Alten Reich generell üblich, den Nachdruck zu unterbinden beziehungsweise ein Privileg für seine Zeitung zu erwirken.¹⁰ Persönliche Eingaben von seiner Hand sind dokumentiert, und mithilfe seines Presseorgans sorgte er überdies für die entsprechende mediale Orchestrierung seines persönlichen Anliegens, das seines Erachtens aber auch allgemeiner öffentlicher Wahrnehmung und Diskussion bedurfte. „Hoffnung“ brächte eine Bittschrift an den hochgelobten Leopold II., von der er 1790 berichtete. „Schande“, also das public shaming, das der Redakteur – angesichts der Gesetzeslage – hauptsächlich betrieb (s. u.), sei nämlich nicht ausreichend, um die Übeltäter in die Schranken zu weisen.¹¹ Angeblich hätte sich der Kaiser positiv zu dieser Bitte, den Nachdruck der „Neuwieder Zeitung“ zu verbieten, geäußert, wie ein prominent platziertes Motto bald darauf triumphierend weismachte:

Das Verlangen ist gerecht, ich werde den Nachdruck verbiethen.

Dies sind die Worte des gerechten Leopolds, da er meine Bittschrift wegen des Nachdrucks der politischen Gespräche gelesen.

Also meine Herren Nachdrucker! – höret aus dem Munde eures Königs selbst den gerechten Spruch: – Das Verlangen ist gerecht!!!¹²

- 10 Zum Nachdruck in der Habsburgermonarchie allgemein: Reinhart Siegart: Zur Physiognomie der Habsburgermonarchie innerhalb der Volksaufklärung in Mitteleuropa. In: Johannes Frimmel, Michael Wögerbauer (Hg.): *Kommunikation und Information im 18. Jahrhundert. Das Beispiel der Habsburgermonarchie*. Wiesbaden: Harrassowitz 2009 (Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich 5), S. 291–307, hier S. 296–298. Vgl. zur Entwicklung von Nachdruckverboten und Privilegien zum Copyright allgemein: Eckhard Höffner: *Geschichte und Wesen des Urheberrechts*, Teile 1 und 2, 3. Auflage, München: Verlag Europäische Wirtschaft 2021; Adrian Johns: *Piracy. The Intellectual Property Wars from Gutenberg to Gates*. Chicago: University of Chicago Press 2009; Klaus Neuenfeld: Verleger, Nachdrucker, Autoren und ihre Rechte in der Frühen Neuzeit. In: Stephan Meier (Hg.): *Geschichte und Zukunft des Urheberrechts*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht unipress 2018 (Beiträge zu Grundfragen des Rechts 26), S. 115–126; Ulrike Andersch: *Die Diskussion über den Büchernachdruck in Deutschland um 1700 bis 1815*. Tübingen: Mohr Siebeck 2018 (Geistiges Eigentum und Wettbewerbsrecht 138); hier insb. einschlägig: Slaughter, Who Owns the News.
- 11 N.N. [Moritz Flavius Trenck von Tonder]: Ankündigungen. In: *Politische Gespräche der Todten* (im Folgenden PG), Beilage, 5. Juli 1790, S. 223–224, hier S. 224.
- 12 N.N. [Trenck von Tonder]: Ankündigungen. In: PG, Politische Satyren, 16. Juli 1790, S. 229. Leopolds Kaiserwahl war zu diesem Zeitpunkt noch nicht erfolgt, weshalb er nach seinem Geburtsrecht als König (von Ungarn und Böhmen) tituliert wurde.

Eine „Äusserung an seine [Leopolds] Regierung“ durch den Regenten las sich allerdings hinhaltend und setzte die Frage lediglich auf die Agenda der Presse- und Zensurpolitik. Demnach solle es beim Alten bleiben, und die Petenten seien zur „Geduld zu verweisen“. ¹³ Allgemein plädierte der Redakteur einige Jahre später noch an alle Herrscher, den Nachdruck zu verbieten, gestand aber selbst am Ende des Räsonnements resignierend ein, dass weder die „Regierung“, noch „die guten Bürger“ zu Taten zu bewegen seien – ¹⁴ selbst die Leserschaft, an die Trenck von Tonder Tirade um Tirade gegen den Nachdruck adressierte, wurde somit als Bündnispartnerin relativiert. ¹⁵

Karl d'Ester dokumentierte die anscheinend konkreteren Bemühungen des Jahres 1808, den Nachdruck zu verbieten, ¹⁶ die einem gewandelten Umfeld angehörten. Der Redakteur hatte sich in den Koalitionskriegen an der Seite der Habsburgermonarchie bewährt, wie er nicht nur selbst argumentierte, sondern wie ihm auch von Amts wegen zugestanden wurde. Durch die ernüchternden Erfahrungen in der Auseinandersetzung mit Frankreich zeichneten sich außerdem anscheinend auch Versuche ab, die Presse nicht nur strikt zu zensurieren, sondern auch als Propagandamittel zu nutzen, ¹⁷ dem französischen Vorbild folgend. Der Vortrag des Beamten der niederösterreichischen Regierung betonte demnach das Engagement des Zeitungsschreibers und wiederholte auch Trenck von Tonders persönliche Verfolgung sowie dessen materielle Verluste. ¹⁸ Eine möglichst weite Zirkulation des Presseorgans wäre wegen der politisch günstigen Tendenz allerdings zu befürworten; dies spräche auch grundsätzlich für Nachdrucke, zu dieser Zeit in Wien, Graz, Ofen/Buda und Preßburg/Bratislava, die, wie d'Ester kommentierte, überdies bewirkten, dass hoch nötige Finanzen in der Habsburgermonarchie blieben statt als Abonnementzahlungen und Postgebühren außer Landes zu gehen. Ein Privileg sei aus der Sicht des Berichterstatters jedenfalls von vornherein auszuschließen, weil dadurch der kontra-

13 Litteratur. In: *PG*, Beilage, 20. September 1790, S. 299. Vgl. auch d'Ester, *Das politische Elysium*, S. 85.

14 N.N. [Trenck von Tonder]: Ueber den Nachdruck. An die Vorsteher der Regierungen. In: *PG*, 25. Juli 1797, S. 481–484, hier S. 484.

15 Vgl. für den gelehrten medialen Diskurs: Simon Portmann: Der Diskurs über den Büchernachdruck in den Gelehrten Journalen und Zeitungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Katrin Löffler (Hg.): *Wissen in Bewegung. Gelehrte Journale, Debatten und der Buchhandel der Aufklärung*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2020 (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte 33), S. 63–74.

16 D'Ester, *Das politische Elysium*, S. 92, 94–95.

17 Vgl. Andreas Golob: Practices and Problems of Censorship in Inner Austria between Centralism and Federalism, ca. 1780–1809. Erscheint demnächst in: *Historični seminar* 15.

18 Vgl. d'Ester, *Das politische Elysium*, S. 92, 94.

produktive Anschein der Parteilichkeit entstünde und die Glaubwürdigkeit wesentlich leiden würde. Insgesamt wurde eine Art Kuhhandel vorgeschlagen: Mit einem obrigkeitlich verfügten Nachdruckverbot sollte Trenck von Tonder subtil hinter den Kulissen auf die Agitation in Ungarn verpflichtet werden. Gerade der vom Journalisten hauptsächlich beanstandete und mengenmäßig sicherlich bedeutendste Wiener Nachdruck der „Neuwieder Zeitung“, der in der Tat eine privilegierte Unternehmung war, stand dem jedoch entgegen, weil das erteilte Privileg nicht ohne Weiteres aufgehoben werden konnte und die Äußerung des Inhabers eingeholt werden musste.¹⁹ Besonders brisant wie vielsagend – und in d’Esters Einschätzung geradezu eine „Frechheit“ – ist die erhaltene Stellungnahme dieses Wiener privilegierten Nachdruckers namens Adam Barth, der vom Verfasser der *Politischen Gespräche* für die Einstellung des Nachdrucks eine Art Leibrente von fünfhundert Gulden per annum forderte. Es blieb bei allen politischen und moralischen Bedenken bei diesem Vorrecht des Nachdrucks, das im wirtschafts- und finanzpolitischen System der Habsburgermonarchie nach wie vor bevorzugt wurde, und nicht beim Recht des geistigen Urhebers. Paradoxerweise war es gerade die französische Okkupation des Jahres 1809, die Trenck von Tonder mit einer strikten Ablehnung des Nachdrucks eine Verschnaufpause gewährte, bevor er mit seinem eigenen Tod 1810 endgültig die Einnahmequelle der Nachdrucker lahmlegte.²⁰

Neben dem wiederholten Appell an die Obrigkeit können eher beiläufig auch Versuche angeführt werden, dem Nachdruck mit Usancen des Zeitungsgewerbes selbst beizukommen. Ein schon im Ansatz gescheiterter praktischer Plan sah Ende 1793 vor, den Nachdruck des gesamten Mediums durch eine tägliche Herausgabe logistisch schier unmöglich zu machen; allerdings gestand Trenck von Tonder mit einer Anspielung auf seine konservative Grundhaltung gegenüber dem „Alten“, dass ihn dies als Einzelkämpfer überfordern würde, und dass die Qualität seiner Blätter darunter leiden würde, ganz davon abgesehen, dass auch die Distribution des Originals massive organisatorische Probleme machen würde:

Ich habe meine Rechnung ohne Wirthe gemacht: – ich versprach meine Zeitung alle Tage [statt viermal die Woche] herauszugeben. Halt da! – dies geht nicht an. Die Posten können nicht alle Tage expediren, und die Posten gehen auch nicht in alle Orte alle Tage ab. Also es bleibt beim Alten. – Alte Dinge sind gut. Und was hätte erfolgen können, wenn ich Migraine, oder Bauchgrimmen, oder einen

19 Ebenda, S. 95.

20 Vgl. d’Ester, *Das politische Elysium*, S. 95–96.

– Rausch gehabt hätte? – da hätte ich lauter Migraine, lauter Bauchgrimmen, und lauter Kopfwehe niedergeschrieben. – Ich hoffte freylich dadurch die Strassenräuber auf dem Wege des Verstandes, die man sonst Nachdrucker nennt, zu unterdrücken. Aber gegen diese Korsaren sind alle Waffen unwirksam: man sagt, die Kerls wären fest – im Stehlen.²¹

In der Presselandschaft selbst schloss Trenck von Tonder auch Allianzen mit anderen Akteuren. Für die *Preßburger Zeitung* ist eine Abgeltung für Abdrucke aus dem „Neuwieder“ durch die Druckerdynastie Landerer (Johann Michael, 1725–1795; Michael Johann, 1760–1810) belegt, die 250 Gulden pro Jahr in die Kassen des Räsoneurs spülte.²² Unter den Journalisten stach etwa Michael Hermann Ambros (1750–1809), der Redakteur der *Grazer Bauernzeitung*, hervor, der seinen Anhängen ohne Beanstandung die Neuwieder Räsonnements beilegen durfte. Die Originalkorrespondenz und der Feldzug, in Ambros' Worten, gegen die Wiener „Kopierer, Nachdrucker, Auszügler“, ²³ einten die Kollegen. Der Neuwieder Redakteur bediente sich seinerseits selbst denn auch aus der *Bauernzeitung* als einer von ihm offensichtlich anerkannten Originalzeitung²⁴ und veröffentlichte beispielweise unter Angabe der Quelle Gedichte aus der Feder eines regelmäßigen Beiträgers zum Grazer Medium,²⁵ also Stücke, die jedenfalls geistiges Eigentum darstellten. Eine spätere Nummer brachte ohne Quellenverweise wortwörtlich weite Teile der Inlandsrubrik einer Ausgabe von Ambros' Zeitung, in der etwa ein Korrespondent aus Bukarest zu Wort kam, das heißt, der Verfasser eines recherchierten journalistischen Textes aus erster Hand, für den der Grazer Redakteur Auslagen, in der Regel die Portogebühren und ein Gratisabonnement der *Bauernzeitung*,²⁶ tätigen musste. Bei den beiden anderen

21 N.N. [Trenck von Tonder]: An das Publikum. In: *PG*, 13. Dezember 1793, S. 408.

22 Vgl. d'Ester, *Das politische Elysium*, S. 96.

23 Michael Hermann Ambros: Die – so betitelte Grazer Bauernzeitung. Nicht paginierte Pränumerationenbeilage zur *Grazer Bauernzeitung*, 17. Februar 1791.

24 Auf dem „Zeitungsbaum“, dessen Früchte auf einem frühen Kupferstich von 1789 die für Trenck von Tonder wichtigsten Pressorgane darstellten, prangte der Schriftzug der *Bauernzeitung* neben dem des [Wiener] *Diarium*[s]; beide vertraten sozusagen exklusiv die Habsburgermonarchie, vgl. Stein, Die Zeitung als neues bildpublizistisches Medium, Abb. 4, S. 115. Die *Wiener Zeitung*, bei Trenck von Tonder in der Regel noch altmodisch *Diarium* genannt, wurde andernorts in einem einprägsamen Bild als „Zeitungsmama“ im „Lehnstuhl“ portraitiert und sei „so dick, daß sie kaum ihr gütiges Auge auf die kikelkakelnden kleinen Zeitungerleyn wendet. Sie läßt sie spielen, hüpfen, politiciren, und – hustet dann und wann einen officiellen Brocken heraus, der alle Spekulationen verwüestet.“ – vgl. Golob, *Zeitungen und Zeit*, S. 52.

25 Dr. J****t: Rezepte. In: *PG*, Beilage, 20. Juni 1791, S. 189–190.

26 Vgl. Andreas Golob: Frühes Korrespondenzwesen. Michael Hermann Ambros und sein Grazer Zei-

Meldungen handelte es sich um weniger elaborierte Berichte zur Aufteilung des Innerösterreichischen Guberniums sowie über das Ableben des Gubernialpräsidenten Franz Anton Graf von Stürgkh (1724–1791). Die Beispiele ließen sich vervielfältigen,²⁷ geben jedenfalls bereits einen Überblick über Trenck von Tonders Umgang mit verschiedenen Textsorten aus einer anderen Zeitung.²⁸

Die wesentlichsten Antworten auf den Nachdruck blieben schließlich jedoch sozusagen die journalistische satirische Selbstjustiz und die literarische Kriminalisierung, für die hier einige prägnante Beispiele die Bandbreite aufzeigen sollen.²⁹ Im März 1789 nahm sich der Redakteur den Nachdruck in einer eigenen Ausgabe vor.³⁰ Das Motto stellte das Gebot „Non furaberis“ aus dem Dekalog des Berges Sinai einem Pendant vom Parnass, wo Apollo und die Musen residierten, gegenüber: „Du sollst nicht nachdrucken, Schurke“.³¹ Neben allgemeinen Verdikten wie Diebstahl und Täuschung beziehungsweise Betrug konzentrierte sich Trenck von Tonder speziell auf die Auswirkungen auf die Literatur. Langwierige Mühsale und Aufwand der „Wissenschaften“ lohnten nicht, wodurch die Bildung selbst verkomme: „Also bekommt unsere Nachkommenschaft lauter Esel, die an dem Fuß des Parnasses gigacken werden; und wirklich fängt das Gigacken am Parnaß schon an – mit Broschüren, Abhandlungen und anderen dergleichen unnützen Gigackereyen.“³² Diese ephemere Ware wäre für Nachdrucker nicht interessant und demnach die einzige verbliebene verzweifelte Einnahmequelle von Verlegern. Zwar gestand der Kritiker zu, dass Joseph II. mit dem Nachdruck insbesondere sächsischer und preußischer Originale „die stumpfen Oesterreicher zur Litteratur, zum gelehrten Nachsinnen,

tungsunternehmen. In: Matthias Karmasin, Christian Oggolder (Hrsg.): *Österreichische Mediengeschichte*, Bd. 1: *Von den frühen Drucken zur Ausdifferenzierung des Mediensystems (1500 bis 1918)*. Wiesbaden: Springer Fachmedien 2016, S. 113–138, hier S. 125.

27 N.N.: Aus Ungarn. In: *PG*, 21. November 1791, S. 381–382; N.N.: Innerösterreich. In: Ebenda, S. 382–383 (unter Einschluss des damit einhergehenden Patents zur Absonderung der Landrechte); N.N.: Grätz den 9ten November. In: Ebenda, S. 383–384. Vgl. *Grazer Bauernzeitung*, 14. November 1791, S. [5–7].

28 Vgl. für die Differenzierung in verschiedene Textsorten innerhalb von Zeitungen, die für die Beanspruchung eines Copyrights unterschiedlich bewertet wurden: Slauter, *Who Owns the News*, S. 3, 12.

29 Vgl. für satirische Auseinandersetzungen mit dem Büchernachdruck, namentlich zu Christoph Martin Wieland (1733–1813) im *Teutschen Merkur*: Andersch, *Diskussion*, S. 277–283.

30 N.N. [Trenck von Tonder]: Beweis, daß alle Nachdrucker Diebe, Schurken, Räuber, Kartouche, und Zerstörer der menschlichen Kenntnisse sind. Eine Zeitung – für die Nachdrucker. In: *PG*, 12. März 1789, S. 89–95. Hiezu auch d'Ester, *Das politische Elysium*, S. 84.

31 N.N. [Trenck von Tonder], *Beweis*, S. 89.

32 Ebenda, S. 90. Der Esel stellte eine häufige Referenz dar, vgl. Golob, *Gespitzte Korrespondentenohren*, insb. S. 105–107.

zum Lesen guter Schriftsteller, und zur Nachahmung³³ anrege. Diese regelmäßig wiederkehrende Rechtfertigung des Nachdrucks ließ der Ankläger jedoch keineswegs uneingeschränkt gelten. „Musen-Akademien“ wären nämlich ein besserer Weg gewesen, wie der Leidtragende klagend vorbrachte, um im Anschluss seine eigene Situation mit volkstümlichen Küchenmetaphern zu schildern:

[D]ie Nachdrucker zu Prag und zu Wien bringen mich um meinen Verdienst, um meine Laune, um mein Salz. – Wie soll ich in fremde Speisen mein gut geriebenes Salz werfen, da mir die Nachdrucker die Fette davon abschäumen? wie soll ich für die Diebe alle Wochen drey Speisen auftischen, da sie mir, der ich Feuer, Pfeffer, und Salz zu meinen Litteraturgerichten hergegeben, nichts als Knochen übrig lassen?³⁴

Spätestens hier ist die Gemengelage evident, in der Trenck von Tonder operierte, wenn er von Nachdruck sprach, denn er attackierte sowohl die Nachdrucker gelehrter Werke, als auch jene, die sich aus seiner Sicht an der Belletristik vergingen – nicht zuletzt die Profiteure, die sich aus seiner kreativen Tätigkeit bedienten. Provokant kommentierte und konterkarierte er schließlich die hehren Absichten des den Nachdruck genehmigenden Kaisers, indem er die kulturellen Zentren der Habsburgermonarchie mit Schlupflöchern von Piraten und exotistisch beziehungsweise idyllisch-zurückgeblieben angehauchten Destinationen in Verbindung brachte: „Wo sind sie [die Nachdrucker]? zu Algier oder zu Tripolis? – nein. Auf der Insel Otahiti [Tahiti]? – nein. Vielleicht in Wäldern – nein. Wo können sich also solche Korsaren aufhalten? – zu Wien, und zu Prag; wo Duldung privilegirt ist.“³⁵ Sowohl den religiösen Faden wieder aufgreifend, als auch den Schauplatz des Elysiums wieder zur Geltung bringend, ließ er Minos, den sagenhaften Richter der Toten, die drakonische „Exkommunikation für die Nachdrucker“ „donnern“. Diese wurde explizit zum Nachdruck freigegeben,³⁶ und darin wurde den Delinquenten angedroht:

33 N.N. [Trenck von Tonder], Beweis, S. 91.

34 Ebenda.

35 Ebenda, S. 92. Vgl. für die Piraterie als vorherrschendes Attribut des Nachdrucks im eher maritim ausgerichteten englischen Sprachraum: Slauter, *Who Owns the News*, S. 8–9.

36 N.N. [Trenck von Tonder], Beweis, S. 95. Vgl. Auszüge auch bei d'Ester, *Das politische Elysium*, S. 88, hier auch mehrmals den Hinweis, dass Trenck von Tonder über den Schatten seiner Habsburgertreue springen musste, vgl. S. 82, ebenso 92.

Vor seinen Augen schwebte ein dicker Nebel, mit Pfeffer und Toback vermischt, und beiße, und ätze die Kristalline bis in das Fluidum nerveum. [...] Sein Hirn soll sich in einen Tabackskopf verwandeln, ein Teufel ein Tabacksrohr daran setzen, und rauchen. [...] Der Nachdrucker soll so viel Läuse und Filzläuse auf sein Haupt, in seine Hosen, in sein Hemd bekommen, als er Buchstaben in die nachgedruckte Schrift braucht; diese sollen ihn beißen, kratzen, reißen, daß er bei Tag und bei Nacht keine Ruhe habe.³⁷

Neben dieser Verurteilung zu grässlichen körperlichen Qualen erfolgte auch eine Verwünschung, die sich gegen die Produktionskraft der Druckerei wandte. In Form einer Art gewerblicher Sippenhaftung sollten die Setzer gelähmte Finger bekommen und „beständig besoffen seyn, und den Nachdruck verfuschen“, während die Drucker die Pressschraube zugrunde richten sollten.³⁸ Die soziale Ächtung als weitere Sanktion käme dadurch zum Ausdruck, dass die „Nachbaren“ den „Nachtopf über den Kopf“ des Nachdruckers entleeren sollten.³⁹ Schließlich wurden dem Straffälligen Prozesse und eine verschwenderische Frau sowie übersteigerte Geltungssucht gewünscht, die ihn finanziell ruinieren würden.⁴⁰

Um die Jahrhundertwende kam ein Nachdrucker in einer Szene selbst zu Wort. Mit einem wiederkehrenden Wortspiel charakterisierte der Satiriker Trenck von Tonder das Schicksal eines kurz vor der Exekution stehenden, vor dem Ende freimütigen Druckergesellen, der von seinem Vater, einem „Dorfprediger“, auf den Lebensweg mitbekommen hatte: „Was du thust, thue mit Nachdruck.“⁴¹ Folgerichtig wandte sich der Ausgelernte zunächst nach Karlsruhe, um sich bei Christian Gottlieb Schmieder (1750–1827), dem Produzenten preisgünstiger Nachdrucke von deutschen Schriftstellern, zu verdingen.⁴² Der Verwerflichkeit seines Tuns war sich der Nachwuchsdrukker angesichts der Lebensweisheit seines Vaters nicht bewusst. Wegen der Kriegs-

37 N.N. [Trenck von Tonder], Beweis, S. 93.

38 Ebenda.

39 Ebenda.

40 Ebenda, S. 94. Es wurden nur die wesentlichen Motive und der Masse nach etwa ein Sechstel der Suada referiert respektive zitiert.

41 N.N. [Trenck von Tonder]: Standrede eines Nachdruckers unter dem Galgen. In: *PG*, 3. Juli 1801, S. 333–337, hier S. 334.

42 Vgl. Bernd Breitenbruch: Der Karlsruher Buchhändler Christian Gottlieb Schmieder und der Nachdruck in Südwestdeutschland im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 9 (1969), Sp. 643–732; Simon Portmann: *Zwischen Wissensverbreitung und wirtschaftlichem Profit. Eine „Nachdrucker-Gesellschaft“ in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. Wiesbaden: Harrassowitz 2019 (Buchwissenschaftliche Beiträge 102).

handlungen, „weil so viel mit Nachdruck gefordert wurde, und ich befürchtete, weil ich groß und gut gewachsen war, man möchte mich auch mit Nachdruck zum Soldaten ausheben“, begab sich der Geselle nach Wien, Preßburg/Bratislava und Prag, wo er unter anderem auch die „Neuwieder Zeitung“ nachzudrucken hatte.⁴³ Zuletzt verfiel er jedoch auf den fatalen Gedanken, Banknoten zu fälschen und zu drucken.⁴⁴ Hier wurde also der Faden vom Nachdruck belletrischer Werke über den Zeitungsnachdruck, die quasi als moralische Einstiegsdelikte interpretiert werden können, zum durchaus naheliegenden tatsächlichen Verbrechen der Geldfälschung weitergesponnen. Im Angesicht des Todes wurde der Verurteilte jedoch schließlich selbst zum Opfer des „Nachschreibe[ns]“ und potentiellen Nachdrucks, das jedoch in diesem speziellen Fall insgesamt am ehesten durch die Zirkulation, auch durch erneutes Zuhören, wirklich der guten Sache diene und daher entschuldbar schien:

Hier vor mir erblicke ich einen Nachschreiber meiner Rede, die soll gewiß gedruckt, vielleicht aber auch zu meiner Verewigung nachgedruckt werden, dies ist der einzige Fall, wo der Nachdrucker kein Dieb ist, und wenn er weiter nichts nachdruckte, denn wäre er nach Urtheil eines zum Strange Verdammten ein ehrlicher Mann.

Denn ich erkläre hiemit förmlich daß diese meine Rede das Eigenthum jedes Menschen ist, der sie höre und vielleicht dadurch gebessert wird.⁴⁵

Im gleichen – und mutmaßlich letzten – Atemzug betonte der Totgeweihte, dass „andre Redner“ keinesfalls in gleicher Weise prinzipiell Zielscheiben für den Nachdruck abgeben dürften, denn „sonst könnte für die Zukunft keine Kanzelrede mehr für Dieben sicher seyn, die den armen Landgeistlichen, wie mein Vater einer war, oft das schlechte Gehalt durch den Druck verbessern mußte.“⁴⁶ Hier schloss sich der Kreis zum Beginn der Nachdruckerkarriere des Delinquenten, und in durchaus subtiler Weise wurden der Nachdruck von Gesprochenem und die Dynamisierung von Nachdrucken durch Vortragen und Hören thematisiert – zu denken wäre, wie in diesem bemerkenswerten Kriminalfall (!), insbesondere an Bänkelsänger und deren typische Stoffe.⁴⁷

43 N.N. [Trenck von Tonder], Standrede, S. 334–335.

44 Ebenda, S. 336.

45 Ebenda.

46 Ebenda.

47 Zu Übergängen zwischen Sprache, Schrift und Bild zur Darstellung fiktiver Akteure des Nachrichtenwesens bei Trenck von Tonder: Golob, Gespitzte Korrespondentenohren, S. 99–104.

Besonders originell gestaltete sich eines der algebraischen Rätsel, die eine Seltenheit in der zeitgenössischen Presselandschaft darstellten. Die „Aufgabe“ lautete:

Als einst ein Zeitungs-Nachdrucker gestorben, und im Reiche der Todten angekommen war, so bekam er zum freundlichen Willkomm so viel Prügel als er in Zeilen auf einen Bogen gedruckt hatte; diese Strafe hat er alle Jahre am Gedächtnistag seiner Ankunft wiederum bekommen, und zwar so viel Jahre lang als er das Nachdrucker-Handwerk getrieben hatte. Man weiß, daß er alle Jahre zusammen 3762 Prügel bekommen hat; quadriert man aber die Zahl der Jahre, und subtrahirt solches vom Quadrat der Prügel, die er zum Willkomm bekam, so ist der Differenz dieser Quadratzahlen 38843.

Nun ist die Frage; wie viel Prügel bekam er zum Willkomm, oder, welches eins ist, wie viel bekam er alle Jahre, und wie viel Jahre lang hat er nachgedruckt?⁴⁸

Der Auflösung zufolge musste der Übeltäter über neunzehn Jahre hinweg jeweils 198 Schläge einstecken. Vier Personen aus Detmold, Augsburg, Nürnberg und Leipzig (also fast durchwegs aus ausgewiesenen zahlenaffinen Handelsstädten) wurden wenig später als erfolgreiche Rätsellöser erwähnt.⁴⁹

Besonders beißende bildliche Kritik im wahrsten Sinne des Wortes brachte 1804 schließlich noch eine Unterscheidung zwischen Nachdruck und Plagiat.⁵⁰ Demnach sei Nachdruck wiederum eine „diebische Handlung, wo die Nachdrucker als Hunde an dem Gehirn des Verfassers nagen.“ Auf dem – wie in der Regel etwas moderater ausgestalteten – Kupferstich zeigt sich eine dennoch drastische Szene auf der Podestverblendung einer Theaterbühne: Zwei dürre Hunde mit fratzenartigen menschlichen Köpfen beziehungsweise Gesichtern lecken an einem auf der Erde liegenden Kopf. Auf einer höheren Ebene, also im Bühnenraum selbst dargestellt, bedeutete Plagiat einen „gelehrte[n] Diebstahl“, in dessen Zuge „fremde Gedanken und Schriften“ als eigene präsentiert würden. Die Versinnbildlichung erfolgt durch den knieenden „Plagiator“ in der Gewandung des Ancien Regime und mit Perücke, auf dessen Kopf eine auch im, vergleichsweise sehr kurzen, Text erwähnte Mühle

48 N.N. [Trenck von Tonder]: Aufgabe. In: *PG*, Beilage, 6. April 1803, S. [7].

49 N.N. [Trenck von Tonder]: Auflösung der Aufgabe in Nro. 28. unserer Blätter. In: *PG*, Beilage, 23. April 1803, S. [7]. Ohne Auflösung bei d'Ester, *Das politische Elysium*, S. 90.

50 N.N. [Trenck von Tonder]: Nachdruck – Plagiat. In: *PG*, Beilage, Januar 1804, S. [1]. Stein, Die Zeitung als neues bildpublizistisches Medium, Abb. 3, S. 114. Die Wiedergabe des Kupferstichs, ohne die Differenzierung zwischen Nachdruck und Plagiat, auch bei d'Ester, *Das politische Elysium*, S. 87.

zu sehen ist. In diese werden von einem ähnlich fein gekleideten Herrn bedruckte Blätter eingefüllt, und der Betrieb der Mühle durch einen einfältig blickenden Handlanger führt dazu, dass der „Autor“ Bücher am laufenden Band erbricht. Für die zeitgenössische Dominanz des Plagiats wurde im Text schließlich ein anonymer englischer Gewährsmann ins Treffen geführt.

Ums eigene Hemd: Polemik wider den Nachdruck der Totengespräche

Das erste Mal sprach Trenck von Tonder Mitte September 1786, im neunten Monat seiner Unternehmung, von einem existenzgefährdenden, jedoch glücklicherweise von einem „Ungenannten“ vereitelten Plan, die Zeitung „in einem entfernten Lande“ nachzudrucken,⁵¹ was auf die überregionale Beliebtheit des Blattes bereits in dieser frühen Phase hinweist. Mitte 1787, noch bevor die ersten Kupferstiche beigelegt wurden, kündigte der Polemiker an, einen Kupferstich mit einem „in effigie“ gehängten Nachdrucker zu veröffentlichen, ergänzt um dessen tatsächliche Biographie. Dahinter stand der vielsagende Vergleich: „Wenn öffentliche [!] Straßenräuber gerädert werden (also eine sowohl entehrende als auch unmenschliche Strafe erleiden müssen), warum soll ein Geistdieb nicht gestraft werden?“⁵² Dessen Verbrechen, so die Quintessenz, spiele sich erst recht vor den Augen der Öffentlichkeit ab, bliebe aber ungesühnt.

Der Faden wurde wenig später wieder aufgegriffen, indem der nun explizit in Prag verortete Nachdrucker Post aus dem Elysium erhielt.⁵³ Die Schatten würden schon mutmaßen, dass der „Oberrichter Minos“ den „Brod dieb“ zum Galgen verurteilen werde, und trafen Vorbereitungen für die bereits zuvor angedeutete mediale Inszenierung:

[W]eil das Aufknüpfen eines Nachdruckers eine Merkwürdigkeit und eine gerechte [464] Ahndung in den Jahrbüchern der Gerechtigkeit macht, so machen wir ihnen hiemit zu wissen, daß unser Graveur daran arbeitet, sie, mein Herr G*** in effigie auf einem Galgen hangend vorzustellen.⁵⁴

51 N.N. [Trenck von Tonder]: Anmerkung. In: *PG*, 17. September 1786, S. 626. Bei d'Ester, *Das politische Elysium*, S. 82.

52 N.N. [Trenck von Tonder]: Aus unserer Studierstube. In: *PG*, Politische Satyren, 28. Juni 1787, S. 104.

53 N.N. [Trenck von Tonder]: An den Buchhändler und Nachdrucker G*** zu Prag aus dem Reiche der Todten. In: *PG*, 12. Juli 1787, S. 463–464.

54 Ebenda.

Der Prager Korrespondent sei zudem auf eine Recherche zum Lebenswandel des Übeltäters angesetzt worden. Nicht zuletzt angesichts der Leistungen Böhmens für die Aufklärung predigte der Geschädigte offen Hass und appellierte an die Moral der regionalen Öffentlichkeit:

Ihre [der Böhmen] edle Denkart ist uns Bürge dafür, sie werden den Mann haßen, der der Nation einen Schandfleck anheften will, sie werden ihn in die Pflichten der gegenseitigen Gerechtigkeit zurückführen; sie werden seinen Nachdruck verachten – Dies hoft der Verfasser der politischen Gespräche der Todten.

Genauso wie die erhoffte Ablehnung des Nachdrucks durch die böhmische Leserschaft blieb allerdings auch die mediale Sanktion in der geplanten visuellen Form aus, denn der attackierte Nachdrucker starb in der realen Welt eines natürlichen Todes. Durch dieses letztendlich doch wieder gefundene Fressen konnte er umso folgerichtiger als Akteur im Jenseits auftreten, und zwar als Teilnehmer eines „Zeitungs-Schmaus[es]“, an dem durchwegs Säulenheilige des Redakteurs, nämlich Miguel de Cervantes Saavedra (1547–1616), Lukian von Samosata (120 – vor 180 oder um 200, der Begründer der Gattung der Totengespräche),⁵⁵ François Rabelais (um 1494 oder 1483–1553), Pietro Aretino (1492–1556) sowie der Romanheld Sebalduß Nothanker,⁵⁶ teilnahmen.⁵⁷ Dem nun namentlich genannten Nachdrucker Gröbel⁵⁸ wurden anstatt der „Qualitätsblätter“, die von den anderen Gästen gegessen wurden, seine eigenen Produkte aufgetischt:

- 55 Für die Verzweigung seit der Antike d'Ester, *Das politische Elysium*, Frontispiz („Stammbaum der Totengespräche“).
- 56 N.N. [Friedrich Nicolai]: *Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebalduß Nothanker*, 3 Bde. Berlin, Stettin: Friedrich Nicolai 1773–1776.
- 57 N.N. [Trenck von Tonder], Politischer Zeitungs-Schmaus im Reiche der Todten. In: *PG*, 1. Januar 1788, S. 3–15. Fälschlich als Gelage von Nachdruckern unter sich bei d'Ester, *Das politische Elysium*, S. 91.
- 58 Johann Josef Grobl (Lebensdaten unbekannt) S. 63–64, vgl. Claire Madl, Petr Piša, Michael Wögerbauer: *Buchwesen in Böhmen 1749–1848. Kommentiertes Verzeichnis der Drucker, Buchhändler, Buchbinder, Kupfer- und Steindruckere*. Wiesbaden: Harrassowitz 2019 (Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich 11). S.; auch Reinhard Buchberger: *Hraschanky. Geschichte und Bibliographie einer Wiener Buchdruckerei (1785–1813)*. Hausarbeit zur Prüfung für den höheren Bibliotheksdienst Wien 2008, S. 19. Die größtenteils spärlichen biographischen Nachweise in diesem Abschnitt folgen Max von Portheims Personenkatalog, <https://www.digital.wienbibliothek.at/nav/classification/2682459>, und Constant von Würzbach: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich. Enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben*, 60 Bände. Wien: Verlag der typografisch-literarisch-artistischen Anstalt 1856–1891. Portheim selbst benutzte die *Politischen Gespräche*, bei „Gröbel“ und Bock (s. u.) konnte er nur diese Quelle nachweisen.

Aber ein gewisser Gröbel aus Prag ließ sich aus seiner Küche Speisen bringen – aus seiner Nachdrucks-Küche; er aß so viel, so viel! weil Niemand davon essen wollte, daß ihm übel wurde. Er gieng auf die Seite – und da giengs an. Die Nachdrucks-Speisen sind ohnehin unverdaulich – er übergab sich, und da gieng der ganze Nachdruck heraus. Aber zur Straffe, weil er in der Oberwelt das löbl. Handwerk eines Nachdruckers getrieben, wurde er condemnirt allen Nachdruck aufzuessen, und da kann man sich vorstellen, wie viel der Mann zu essen hatte. Da bekam er eine Unverdaulichkeit, die ihm erschrockliche Schmerzen verursacht hatte.⁵⁹

Schließlich beförderte ihn der Romanheld Sancho Panza, der zusammen mit Demokrit (460 oder 459 – um 370 v. u. Z.) als Diener fungierte, auf den Befehl seines geistigen Vaters aus dem Speisesaal, nicht ohne den „unsauberen Prager Nachdrucker“ von allen zukünftigen „Zeitungs-Gesellschaft[en]“ auszuschließen – er wurde also zu einer Art Paria der periodischen Presse erklärt. Die obligatorische Rubrik zu den Lebensbeschreibungen der Protagonisten offenbarte schlussendlich noch, dass das Privileg [!], den „Neuwieder“ nachzudrucken, auf die Erben des Verstorbenen übergegangen sei.⁶⁰

Gerade auf dieses Privileg pochten die Erben, führten es am Titelblatt zusätzlich zum Druckort Prag,⁶¹ und so ging die Auseinandersetzung in die Verlängerung. Sie bringt vor allem eine öffentliche Erwiderung gegen Trenck von Tonder. Den Anstoß gab der Redakteur, indem er dem Prager Nachdruck vorwarf, „verstümpelt“ zu sein, namentlich die Kupferstiche würden fehlen; insbesondere würde er auch Auslassungen der „Wahrheit, die wir gezwungen waren ihm ins Gesicht zu sagen“, aufweisen.⁶² Gröbel Senior wurde unmittelbar danach aus dem Jenseits mit einer Bitte an den Sohn zitiert, den „Neuwieder“ nicht mehr nachzudrucken, damit die diätetische „Quaal“, die „Unverdaulichkeit“ und die „Bauchschmerzen“ (vgl. o.), aufhören könnten. Nicht zuletzt seien durch den fortgesetzten Nachdruck die Pflichten

59 N.N. [Trenck von Tonder], Politischer Zeitungs-Schmaus, S. 6. Für die Visualisierung: Stein, Die Zeitung als neues bildpublizistisches Medium, Abb. 1, S. 113.

60 N.N. [Trenck von Tonder]: Anmerkung. In: *PG*, 1. Januar 1788, S. 15–16, hier S. 16.

61 „(Mit k. k. Hofcensur Freyheit)“. Die Versicherung „Allerhöchster Bewilligung“ wurde auch in einer Nachricht des Prager Oberpostamts gegeben, das den Versand verantwortete, vgl. Oberpostamt Prag: [Ohne Titel]. In: *PG* (Prag), Beilage, 27. März 1788, S. 104.

62 N.N. [Trenck von Tonder]: Abermals ein schöner Zug von Neuwider. In: *PG*, Beilage, 26. Juni 1788, S. 207–208.

gegenüber dem verdammten Vater vernachlässigt worden, und der Fluch folgte auf den Fuß:

Der arme gröbelische Bauch! der Sohn, der zu Prag in dem heiligen Tempel der Musen Buchhändler ist, muß ein ungerathener Sohn seyn, daß er solche Leiden seinem Vater verursacht. – Aber so ists – wie der Baum, so der Apfel. Die Musen ärgern sich verteufelt, daß ein Mensch in ihrem Tempel, – im Karolino zu Prag – fremden Verstand verkaufe. Sie haben sich verschworen aus dem Karolin weg zu fliehen, und die gröblische Buchhandlung den Furien zu übergeben. Dies dient also den gröblischen Erben zur Warnung sich vorzusehen, und diese Warnung recht hübsch in ihren Nachdruck zu setzen – das wird der armen Seele des seligen Gröbels eine Linderung verschaffen.⁶³

In größeren Lettern, hier im Fettdruck nachvollzogen, empörten sich die angegriffenen Erben in der Tat genau an dieser Stelle in dem von ihnen verantworteten Nachdruck:

Ein so sinnloses Gewäsche, das sich von selbst wiederlegt, dem Verfasser nichts weniger als zur Ehre gereicht, und jeder Vernünftige tadelt, lohnt nicht der Mühe, daß man mit Beantwortung desselben die Zeit tötete. Possen und Paskquille zu schreiben heischt weder Genie noch Kunst. Oeffentliche schamlose Beschimpfungen schänden den Urheber selbst.⁶⁴

Es war nun also Trenck von Tonder, der von den rechtmäßigen Inhabern des Privilegs sein Fett abbekam und in der Öffentlichkeit der böhmischen Leserschaft der Beschämung preisgegeben wurde.

Ab 1790 verlagerte sich der Schwerpunkt der Kampagne nach Wien. Zum Jahreswechsel wurde endlich jene Visualisierung, von der bereits mehrfach die Rede war, ins Werk gesetzt. Eine nicht näher explizierte Lynchszene aus der Französischen Revolution von 1789, ein sarkastisch sogenanntes „Wunder“ dieses ereignisreichen Jahres, gab Anlass zu einer expliziten Fußnote, die in eine ähnliche Kerbe schlug wie schon im Fall des Prager Nachdrucks:

63 Vgl. kurz auch bei d'Ester, *Das politische Elysium*, S. 90–91.

64 Nach N.N. [Trenck von Tonder]: Abermals ein schöner Zug (abgesetzt, aber ohne Titel). Vergleiche, die d'Ester offensichtlich systematisch mit dem Wiener Nachdruck anstellte, ergaben laut einem kurzen nüchternen Absatz keine vom Wortlaut abweichenden Unterschiede zwischen Original und (Wiener) Nachdruck, jedoch Auslassungen, vgl. d'Ester, *Das politische Elysium*, S. 94.

[W]underbar! der Gehangene an dem Laternenstock sieht unserem Wiener Nachdrucker ganz ähnlich. Aus Menschenliebe wollten wir ihm den Strick abschneiden, wenn er uns verspräche, unseren Verstand künftighin nimmer nachzufuschen. Er läßt unsere Produkten ziemlich kastriren, kein einziges Blatt seines Nachdrucks sieht dem Original gleich. Also verdient dieser privilegierte Schurcke nicht, daß wir ihn hängen? – und der Prager-Nachdrucker? ein – ein Pendant zu dem Wiener.⁶⁵

In einem fingierten Denunziationsschreiben der „deutschen Zeitungsschreiber“ wandten diese sich im darauffolgenden Jahr vertrauensvoll „an den alten Schiffermeister Charon am Stixfluß.“⁶⁶ Demnach sei „eine eigene Klasse von Nachdruckern aus der Büchse der Pandora geflogen,“ nämlich

die sehr verehrlichen Herren Zeitungsnachdrucker, die ihre Mauslöcher in Wien etablirt haben, von woher sie alle guten deutschen Zeitungen, wie gerösteten Speck beriechen, belecken, bebeißen, und zuletzt mit einem Appetit, der einem Wolf Ehre machen würde, in ihre unersättlichen Mägen hineinfressen. Man hat ihnen wohl schon die gehörigen Mausfallen gelegt.⁶⁷

Wie im oben beschriebenen Kupferstich zu Nachdruck und Plagiat wurde diese besondere Spezies von Nachdruckern hier entmenslicht, in diesem Fall sogar noch abwertender mit Ungeziefer gleichgesetzt.

„Den eigentlichen Vater und Urheber des Zeitungsnachdrucks“ hätte Charon bereits als Passagier eingeschifft: Karl Zahlheim (1746–1787), der hinter dem „gar nicht übel kalkulirte[n], Früh- und Abendblatt“ gestanden hatte.⁶⁸ Für diesen baten die Zunftgenossen geradezu um Milde, die volle Härte sollte hingegen seine „treu-fleissigen“ Nachahmer treffen.

65 N.N. [Trenck von Tonder]: Die Insel Libertado im Reiche der Todten nebst ihrer Geschichte, Sitten, Religion, und der Art – Eyer zu essen. In: *PG*, 2. Januar 1790, S. 3–11, hier S. 11. Für den Kupferstich: Stein, Die Zeitung als neues bildpublizistisches Medium, Abb. 5, S. 115.

66 N.N. [Trenck von Tonder]: Geschichte eines englischen Dogghunds. Aus Charons Hütte. In: *PG*, 2. Juni 1791, S. 185–192, hier S. 188. Bei d’Ester, *Das politische Elysium*, S. 86 und 88.

67 N.N. [Trenck von Tonder]: Geschichte eines englischen Dogghunds, S. 190.

68 Ebenda, S. 190–191. Zur „Auszugszeitung“ *Wiener Früh- und Abendblatt*: Enigl, Nachricht, 5.1.2.4. Vgl. auch Kurt Strasser: *Die Wiener Presse in der josephinischen Zeit*. Wien: Verlag Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs 1962, S. 57–59. Zahlheim war auch der ehemalige Lektüre-kabinetthinhaber.

Als Erster stand auf der Liste

ein ehemals gewesener Regierungsrath Bock, welcher das sogenannte Wiener-Journal fabrizirt. Er hat sich die Spekulation des erloschenen Frühe- und Abendblattes zuzueignen gewust. In seinem Journal wird eigentlich das gröste Blutbad mit uns angerichtet. Kein guter Artikel aus allen vier Weltgegenden her, die wir in unsern Blättern mittheilen, entgeht seinem kompilatorischen Falkenauge. Er liefert wöchentlich eine schwere Menge Papier.⁶⁹

Während bei der pauschalen Bezeichnung „Zeitungsnachdrucker“ sowie bei den Mäusen in der zuvor zitierten Passage noch in erster Linie an die Nachdrucker ganzer Zeitungen gedacht werden konnte, also etwa an die Wiener Nachdrucke der „Leydener Zeitung“ oder der „Erlanger Zeitung“,⁷⁰ geht die Argumentation hier in eine andere Richtung. Das „Delikt“ verschob sich nämlich von der Makroebene der Zeitungsausgaben beziehungsweise -rubriken und -jahrgänge hin zur Mikroebene einzelner Zeitungsartikel. Es handelte sich, wie Trenck von Tonders eigenes Beispiel zeigt, grundsätzlich um eine gängige Praxis. Die eigentliche Kritik wandte sich denn auch speziell gegen „Auszugszeitungen“, die in den Zeitungsextrakten auf eine Tradition zurückblicken konnten,⁷¹ und im Wien der 1780er und frühen 1790er Jahre, das nach wie vor durch die beherrschende Stellung der *Wiener Zeitung* im Nach-

69 N.N. [Trenck von Tonder]: Geschichte eines englischen Dogghunds, S. 191. Laut Portheim (fraglich) Joseph Ferdinand B. Vielleicht ist das *Wiener Tagebuch* (= Journal?) gemeint, hinter dem allerdings Franz von Reilly (1766–1820) als Herausgeber und Karl Grill als Verleger standen, vgl. Strasser, Wiener Presse, S. 62; Enigl, Nachricht, 5.1.2.7 (jedenfalls auch als „Auszugszeitung“ eingestuft). Bock als „industriöse[r] Mann“ hätte mit ungenannten „Mitinteressenten“ nach Trenck von Tonders Ausführungen als eigentlicher „Erfinder“ auch hinter dem „Nachdruck aller guten europäischen Werke“ gestanden, weshalb den zu diesem Projekt „verleitet[en]“ Verleger Johann Thomas Trattner (1717–1798) interessanterweise weniger Schuld träfe.

70 Zu diesem Zweig des Pressewesens und seiner finanziellen sowie wirtschaftlichen Bedeutung konzi- se: Oskar Sashegyi: *Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II. Beiträge zur Kulturgeschichte der habsburgischen Länder*. Budapest: Akadémiai Kiadó 1958, S. 138–140; vgl. auch d’Ester, *Das politische Elysium*, S. 82.

71 Vgl. Esther-Beate Körber: Entstehung und Funktion der Zeitungsextrakte in der Medienlandschaft der Frühen Neuzeit. In: Volker Bauer, Holger Böning (Hrsg.): *Entstehung des Zeitungswesens im 17. Jahrhundert. Ein neues Medium und seine Folgen für das Kommunikationssystem der Frühen Neuzeit*. Bremen: edition lumière 2011 (Presse und Geschichte, Neue Beiträge 54), S. 211–234; Dies.: *Bibliographie der Zeitungsextrakte. Kommentierte Bibliographie der periodisch erschienenen Zeitungsextrakte sowie biographische Hinweise zu Herausgebern, Verlegern, Druckern und Beiträgern*. Bremen: edition lumière 2012 (Presse und Geschichte, Neue Beiträge 47).

richten- und Intelligenzwesen geprägt war,⁷² eine Nische vorfanden und füllten.⁷³ Sie hatten sich darauf spezialisiert, der Zeitungsleserschaft die bemerkenswertesten Berichte aus den führenden Zeitungen in Form eines zeitsparenden „readers' digest“ zu liefern.⁷⁴

In diese Richtung betätigte sich schon dem Namen nach Trenck von Tonders nächste Zielscheibe von Spott und Hohn. Mit dem „kleinen Auszug aller europäischen Zeitungen“ wurden Karl Franz Guolfinger Ritter von Steinsberg (1757–1833) und Franz Xaver Huber (1755–1814) „straffällig“: „Sie führen zu diesem patriotischen Unternehmen eine eigne Buchdruckerey. Sie haben sich beide anderweitig als talentvolle Schriftsteller gezeigt. Aber nun meinen sie, Zeitungsnachdruck nähere seinen Mann besser, als mühsame Schriftstellerey.“⁷⁵ Besonders brisant aufgrund der Stellung der Beteiligten erschien ein Triumvirat aus einem Beamten, einem Buchhandelsangestellten und einem adeligen Buchdrucker:

Ein Ding, Wienerbothe genannt, entsteht täglich pr. Bogen unter den Finngern des Censurconzipisten [!] Eherich⁷⁶ [eig.: Karl Escherich, 1756–1810], des Handlungsdieners der Hartlischen Buchhandlung [Leopold] Einzinger⁷⁷ [1755–1800], und des Buchdruckers [Taddhäus] Edlen von Schmidtbauer [1757–1825]. Alle drey sind stattliche Subjekte. Sie riechen besser als alle ihre übrigen Kollegen diejenigen starken Artikel heraus, womit zu Wien Aufsehen erregt werden kann.

72 Vgl. für die Konstituierung dieser Konstellation: Wolfgang Duchkowitsch: *Absolutismus und Zeitung. Die Strategie der absolutistischen Kommunikationspolitik und ihre Wirkung auf die Wiener Zeitungen 1621–1757*. Dissertation Univ. Wien 1978, S. 283–288, 333–346.

73 Vgl. Enigl, Nachricht, S. 53–59.

74 Vgl. Golob, Zeitungen und Zeit, S. 38.

75 N.N. [Trenck von Tonder]: Geschichte eines englischen Dogghunds, S. 191. Zur „Auszugszeitung“ *Auszug aller europäischen Zeitungen*: Enigl, Nachricht, 5.1.2.1–3. Vgl. auch Strasser, Wiener Presse, S. 53–57 (gedruckt wurde demnach bei Johann Thomas Trattner) bzw. S. 61 (Hubers *Auszug aus inländischen Zeitungen*!). Vgl. Hubers eigene Kritik am Nachdruck im satirischen Roman *Der blaue Esel* (!) (1786) bei Leslie Bodi: *Tauwetter in Wien. Zur Prosa der österreichischen Aufklärung 1781–1795*. 2., erweiterte Auflage, Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1995 (Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts 6), S. 347–348 (ebenda, S. 297, zum Auszug).

76 Als Eherich u. a. mit Angabe der hier zugrundeliegenden Quellenstelle bei Portheim. Zu ihm auch Norbert Bachleitner: *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848. Mit Beiträgen von Daniel Syrový, Petr Píša und Michael Wögerbauer*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2017 (Literaturgeschichte in Studien und Quellen 28), S. 106.

77 U. a. zitiert nach Trenck von Tonder bei Portheim, laut dem Letzteren Redakteur.

Die Kritik an diesem Konsortium leitete auch zum eigentlichen „Kapitalverbrechen“, dem Nachdruck der „Neuwieder Zeitung“, über:

Seit nicht lange sind sie auf den feinen Einfall gekommen, in einer besondern Beilage, immer den wörtlichen Nachdruck der ganzen Neuwieder Zeitung zu liefern. Da aber diesen Nachdruck schon ein andrer Ehrenmann, wie du weiter unten hören wirst, angefangen hatte, so wurde ihnen dieser Einfall confiszirt; und sie müssen nun bloß mit gewöhnlichen Auszügen vorlieb nehmen. Das ist ihnen wie ein Quaderstein aufs Herz gefallen. Da sie aber gute Brustknochen besitzen, so haben sie weiter keinen Schaden von dem Falle genommen. Auf ihrem Blatt steht jedesmal der Stephansthurm oben an.⁷⁸

Das „ander[e] Ding [...] [,] das Wienerblättchen“, hatte den Sieg in dieser Auseinandersetzung davongetragen:

Es steht ebenfalls unter dem Schutz des Stephanthurms, und liefert täglich einen Bogen, die hohen Festtage ausgenommen. Der Buchdrucker Oehlerer [eig. Joseph Georg Öhler, 1765–1815] ist Vater zu diesem Kinde, und er hat auf diese Spekulation seine Buchdruckerei errichtet. Die Neuwieder Zeitung, wie sie ist mit Stumpf und Stiel, läßt wörtlich in Gesellschaft mit dem Buchdrucker Oehlerer nachdrucken, des besagten Oehlerers Geheimschreiber Bart, vormaliger Rosgliobrenner in Wien. Er meint, aus dieser Zeitung ließe sich ein soliderer Geist heraus destilliren, als aus Pflaumen und aus Pomeranzenkernen. Das Publikum trinkt auch diesen Zeitungsrosoglio lieber, als seinen andern; denn er findet gute Nahrung dabey, die ihm jener nicht so gut geben konnte.⁷⁹

78 N.N. [Trenck von Tonder], Geschichte eines englischen Dogghunds, S. 191–192. Zur „Auszugszeitung“ *Der Wienerbothe*: Enigl, Nachricht, 5.1.2.8. Vgl. auch Strasser, Wiener Presse, S. 62.

79 N.N. [Trenck von Tonder], Geschichte eines englischen Dogghunds, S. 192. Zur „Auszugszeitung“ *Wiener Blättchen*: Enigl, Nachricht, 5.1.2.5. Bei Strasser, Wiener Presse, S. 60–61 eig. *Neues Wienerblättchen*, für Zahlheims *Wienerblättchen* ebenda, S. 42–47. Zu Adam Barth o., bei Porthheim ohne Vornamen zitiert nach dem Preßburger Nachdruck (!) der „Neuwieder Zeitung“. Vgl. zuletzt die Angaben bei Helmut W. Lang (Bearbeiter) unter Mitarbeit von Helmut Ortner: *Österreichische Retrospektive Bibliographie (ORBI)*, Reihe 2: *Österreichische Zeitungen 1492–1945*, Bd. 6: Chronologische Bilddokumentation der österreichischen Zeitungen 1621–1795, Nr. 1–206. Berlin, Boston: Walter de Gruyter 2024, S. 412–413: hier neben Öhler als Drucker Franz (!) Barth als Herausgeber, mit Verweis auf Karl Grill als Verleger, wodurch sich eine Verbindung zum Wiener Tagebuch (s. o.; hier S. 408–409) ergibt.

Insgesamt handele es sich bei diesen geldgierigen Geschäftemachern um „lauter feine und geschmeidige Leute“, die mit „ihren spitzen Nasen“ auf den ersten Blick erkannt werden könnten.⁸⁰

Neben dem Prager Fall und der Wiener Presselandschaft insgesamt beanstandete Trenck von Tonder, allerdings deutlich weniger vehement, Nachdrucke in Pest, Ofen/Buda, Preßburg/Bratislava, Graz und Krakau/Kraków. Abgesehen davon, dass die einzelnen Unternehmungen aufgrund ihrer jeweiligen Größe wohl weniger ins Gewicht fielen, handelte es sich dabei „nur“ um Übernahmen der Räsonnements in die Anhänge von politischen Zeitungen. So war zwar nicht die gesamte „Neuwieder Zeitung“ betroffen, aber Trenck von Tonders wesentlichstes geistiges Eigentum, das dementsprechend ins Gewicht fiel und verteidigt werden wollte.

Über (Christian) Hieronymus von Moll (1750 – nach 1823) in Pest, der „[e]in gewisser armer Herr“ sei, lästerte der Polemiker, dass er „ein gedrucktes Ding“ (den *Neuen Kurir aus Ungarn von Kriegs-, Staats- und Gelehrten-Sachen*) produziere, „was er eine Zeitung zu nennen beliebt, und dieser sogenannten Zeitung legt er einen Nachdruck dieser unserer Blätter bei, um den seinigen eine Art von Relief zu geben.“⁸¹ Der Dreistigkeit noch nicht genug, machte sich der diebische „Schmierer“ noch einer glatten Lüge schuldig, für die der Geschädigte öffentlich die symbolische Sanktion aussprach:

[W]enn dieser Schmierer die eiserne Stirne hat, zu sagen, daß ihm der ehrliche Mann [Trenck von Tonder] die Erlaubniß gegeben habe, seine Taschen zu bestehlen, so verdient ein solcher Schmierer ein wenig auf die Finger geklopft zu werden. Und so lange die Polizei sich nicht um litterarische Diebstähle bekümmert, so muß der an seinem Eigenthum beeinträchtigte Teil schon selbst die undankbare Mühe über sich nehmen, den Namen dessen der ihn bestohlen, im Publikum kund zu machen, welches wir denn hiemit auch mit dem Namen des armen Herrn Hieronimus von Moll gethan haben wollen. Und das von Rechts wegen.⁸²

Im Januar 1800 bedachte der Redakteur seine Preßburger und Grazer Nachdrucker mit einfachen Vignetten, die zu dieser Zeit regelmäßig wiederkehrten. Peit-

80 N.N. [Trenck von Tonder], *Geschichte eines englischen Dogghunds*, S. 192. Vgl. für das Motiv der spitzen Nase u.

81 N.N. [Trenck von Tonder]: Zur Nachricht. In: *PG*, Beilage, 22. Juni 1792, S. 203–204. Zitiert auch bei d'Ester, *Das politische Elysium*, S. 86, vgl. zudem S. 98.

82 N.N. [Trenck von Tonder], Zur Nachricht, S. 204.

sche und Ochs standen für den Grazer Andreas Leykam (1752–1826)⁸³, der schon 1792 vernichtende Kritik als Auszügler und vermeintlicher Denunziant der „Bauernzeitung“ hatte einstecken müssen, nämlich als „Esels-Schwein“, das sich aus dem Nachtopf der Muße Clio bediene und die „Neuwieder Zeitung“ verunglimpfe.⁸⁴ Der Nachdrucker in Preßburg/Bratislava zeichnete sich durch die schon oben als Kennzeichen seines Metiers gebrandmarkte spitze Nase aus, während sein Gehirn den begleitenden Zeilen zufolge zu wünschen übrigließe.⁸⁵ Im Vergleich zwischen dem Preßburger und dem Pester Nachdruck hieß es ein paar Jahre später, dass der erstere als „Schinderhannes“ die Räsonnements in „Druck [...] und Format“ der Zeitung angeglichen hätte, während die Pester Version „mehr dem Costume treu“ geblieben sei. Für beide galt jedoch chauvinistisch: „Es giebt noch mehrere dergleichen Gauner in andern Provinzen. Aber in Ungarn, wo der Edelmuth der National-karakter ist, sind solche Gauner etwas Seltenes. Vermuthlich gehören sie zu einer Zigeuner-Bande.“⁸⁶ Im frisch von der Habsburgermonarchie annektierten Krakau/Kraków nannte der Neuwieder schließlich lediglich beiläufig einen Drucker „Namens Trossler“.⁸⁷

83 N.N. [Trenck von Tonder, N.N.]: [Peitschen vignette] und [Ochsenvignette]. In: *PG*, Beilage, 4. Januar 1800, S. [1].

84 N.N. [Trenck von Tonder]: Urtheil über einen armen Esel. In: *PG*, Beilage, 23. April 1792, S. 126–128, hier S. 127–128. Ausführlich bei d’Ester, *Das politische Elysium*, S. 88 – allerdings ging es in diesem Text, wie hier angedeutet, nicht um den Nachdruck, wie der Münchener Presshistoriker annahm; der Kritik übende Redakteur der „Grätzer Zeitung“, Joseph Karl Kindermann (1744–1801), kann geradezu als Antipode Trenck von Tonders angesehen werden und stand aufgrund seiner Ansichten sogar unter dem Verdacht, Jakobiner zu sein, vgl. Elisabeth Führer: *Jakobiner in der Steiermark*. Dissertation Univ. Wien 1965, S. 173–175. Für die äußerst rege Grazer Presselandschaft Andreas Golob: Dynamisierung und Erstarrung in der Steiermärkischen Presselandschaft. In: Harald Heppner, Nikolaus Reisinger (Hrsg.): *Wandel einer Landschaft. Das „Lange“ 18. Jahrhundert und die Steiermark*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2006 (Schriftenreihe der österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts 12).

85 N.N. [Trenck von Tonder, N.N.]: [Kopf in Profilansicht mit langer spitzer Nase]. In: *PG*, Beilage, 22. Januar 1800, S. [1].

86 N.N. [Trenck von Tonder]: Mein Nachdrucker zu Pest. – Mein Nachdrucker zu Presburg. In: *PG*, Beilage, 5. September 1804, S. [1]. Hiezu auch d’Ester, *Das politische Elysium*, S. 85–86; Trenck von Tonder bezieht sich hier wohl auf die eigentlich in Ofen/Buda erschienene „Vereinigte Ofner und Pester Zeitung“, vgl. für einen Überblick zu Ungarn, auch mit Übersetzungen ins Ungarische und Lateinische d’Ester, *Das politische Elysium*, S. 95–100.

87 N.N. [Trenck von Tonder], Ueber den Nachdruck, S. 481. Erwähnt als Troßler bei d’Ester, *Das politische Elysium*, S. 91. Gemeint war wohl doch Joseph Georg Trassler (Traßler, Traszler) (1759–1816).

Fazit

Trenck von Tonders Bemühungen gegen den Nachdruck umfassten jene Breite, die Slauter für den angloamerikanischen Markt zu verschiedenen Zeiträumen herausarbeitete,⁸⁸ nämlich Eingaben zum Verbot des Nachdrucks beziehungsweise zur Etablierung eines exklusiven Privilegs, teils begleitet von medialem Getöse, einen Versuch, die Produktion zu steigern, Übereinkünfte mit Partnern, schließlich jedoch hauptsächlich verbale Rundumschläge. Privilegien oder einzelne Nachdruckverbote standen der Wiener Wirtschafts- und Finanzpolitik entgegen, die es bevorzugte, wenn die einheimischen Druckereien, auch mit fremden Federn, florierten und der Abfluss von Geld ins Ausland minimiert werden konnte. Eine Produktionssteigerung überforderte das Ein-Mann-Unternehmen. Auch der Öffentlichkeit und der Leserschaft war bei allen (religiös-)moralischen Appellen der Wunsch nach Medien wichtiger, die kostengünstig bezogen werden konnten. In gewisser Weise war Trenck von Tonder auch Opfer seines Erfolgs. Eine Vervielfachung seiner willkommenen Botschaften durch Nachdrucke war zu verlockend für den Wiener Hof, seine oft zum (zumindest grimmigen) Lachen reizenden Ausfälle gegen die um sich greifende Revolution, insbesondere in den Zeiten der Koalitionskriege, wurden mehrheitsfähig.⁸⁹

Die nicht selten vehemente Polemik als letztendlich einzige gangbare Reaktion gegen den Nachdruck äußerte sich in Wort und Bild. Trenck von Tonders Kreativität übersteigt dabei bei weitem die übliche Anklage gegen Diebe, Räuber und Piraten. Mythologische Elemente der Antike sorgen für einen Bezugspunkt innerhalb des Elysiums und für eine intellektuelle Verbrämung. Die zitierten Rasonnements sind jedenfalls durchdacht und verdienen aufgrund ihrer Kreativität, auch wenn sie vom heutigen Standpunkt zuweilen als abscheulich bis chauvinistisch erscheinen mögen, das Siegel des geistigen Eigentums.⁹⁰ Die bildlichen Darstellungen blieben – wohl aufgrund der unmittelbareren Wirkung – in der Regel hinter der Wortgewalt der Rasonnements zurück. Die sprachlichen Bilder ließen die Nachdrucker animalisch erscheinen, ihr Wirken wurde mit Krankheit und symbolischen Strafen vergolten. Übelste körperliche Qualen zu Lebzeiten und selbst im Elysium erwarteten die „Sünder“. Die Todsünde Völlerei und das Assoziationsfeld Küche – Essen – Verdauen – Ausscheiden standen im Vordergrund der volkstümlichen Dar-

88 Slauter, *Who Owns the News*, insb. S. 6.

89 Vgl. für die Stimmung Bodi, *Tauwetter*, S. 418–419.

90 Für Beispiele aus der Nachrichtenrubrik und dem Anzeigenblatt Golob, *Körper*, S. 60–61 bzw. 68–69.

stellungsweise.⁹¹ Darüber hinaus stand die literarisch verhängte Todesstrafe auf der Tagesordnung. Das Presseorgan wurde sozusagen ein medialer Gerichtshof, der ein Surrogat zu einer unmöglichen tatsächlichen Strafverfolgung darstellte. Geradezu gelinde sind schließlich regelmäßige Verwünschungen, die auf soziale Ächtung und Bankrott hinausliefen.

Neben dem Büchernachdruck ergab sich mit dem Zeitungsnachdruck ein besonderes Problem. Das spezielle Phänomen war mit dem allgemeinen oft verwoben, in der Anstößigkeit machte der Journalist keinen Unterschied, ebenso wenig in der rhetorischen Verurteilung. Das persönliche Interesse war allerdings ungleich größer, wenn es um Zeitungen und insbesondere um seine „Politischen Gespräche“ ging. Trenck von Tonders Evidenz – und seinen recht gut informierten Korrespondenten in der Habsburgermonarchie – verdanken wir auch einige Namen der an den Nachdrucken Beteiligten. Dadurch wird eine seltsame Mischung aus Schriftstellern, Beamten, Druckern und Verlegern, kleinen Angestellten und Projektmachern aufgedeckt. Hier soll abschließend allerdings auch noch einmal die Seite gewechselt werden. Aufgezeichnete Stimmen der Nachdrucker sprachen sich für die Rechtmäßigkeit gemäß den Gesetzen der Habsburgermonarchie aus. Der auch vom Sympathisanten d’Ester festgestellte gleiche Wortlaut der Nachdrucke überführte Trenck von Tonder selbst der Lüge, da dieser behauptete, es handle sich um textliche Entstellungen. Die Schnelligkeit, mit der Barth die „Neuwieder Zeitung“ in Wien zur Verfügung stellte, ringt Respekt vor der organisatorischen Leistung ab. Das kompilatorische und in gewisser Weise kompositorische Geschick der „Auszügler“ darf ebenfalls nicht unterschätzt werden. Die (Verkaufs-)Entscheidungen zur Veröffentlichung oder Vernachlässigung einer Nachricht sowie die Ordnung der Meldungen sind sowohl kommerzielle als auch intellektuelle Akte. Gerade die Collagen und Panoramen der „Auszugszeitungen“ können nicht zuletzt Auskunft über die Zirkulation von Nachrichten und Anhaltspunkte für weitere KI-gestützte Analysen geben.⁹² Auch in „Originalzeitungen“ dürften dadurch stillschweigend übernommene Texte sichtbar werden, wenn ein Corpus der meistzitierten Zeitungen zur Verfügung stehen wird. Diese Zeitungen (und auch ihre Interaktionen untereinander) werden damit als Teil der vorherrschenden Praxis vielleicht neu bewertet werden müssen,

91 Vgl. Rudolf Schenda: *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910*. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann 1970 (Studien zur Philosophie und Literatur des neunzehnten Jahrhunderts 5), S. 372–373.

92 Am Rande der Habsburgermonarchie wäre etwa noch der „Estratto delle gazzette europee“ im „Osservatore Triestino“ der 1780er und 1790er Jahre zu ergänzen, der den Nachrichtenfluss in diesen Raum nachzeichnet.

von der sie sich mehr oder weniger abzuheben versuchten, indem sie neben gängiger Auswahl und Collage versuchten, Korrespondenz und Insiderwissen beziehungsweise privilegierten Zugang zu Wissen einzubringen, sicherlich wohl wissend und abwägend, welche Verantwortung sie gegenüber Korrespondenten und Informanten, (anderen) führenden Presseorganen und nicht zuletzt gegenüber Obrigkeit und Zensoren zu tragen hatten.

Karin Gradwohl-Schlacher:
Literarischer Neubeginn in Graz 1945/46 oder
Die Projekte des Robert Michael Raffay¹

Die Karrieren österreichischer Autor/innen von der Ersten Republik über den austrofaschistischen Ständestaat und das Dritte Reich in die Zweite Republik verliefen in vielen Fällen ohne Zäsuren. Eine beachtliche Anzahl verstand es, sich mit den wechselnden politischen Gegebenheiten zu arrangieren. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges erfuhr diese Kontinuität eine kurze Unterbrechung: Aufgrund österreichisch-allierter Entnazifizierungsmaßnahmen verschwanden vormals nationalsozialistisch engagierte Autor/innen aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit. Diese oft als „Stunde Null“ apostrophierte Zeit bot die Chance einer Neuordnung des Literaturbetriebes. Auch in Graz waren die Voraussetzungen gegeben: Der Aufbau eines improvisierten literarischen Systems im kulturellen Niemandsland der unmittelbaren Nachkriegszeit soll Thema der folgenden Betrachtungen sein.

Ende und Anfang

Deutschland blieb zwölf Jahre vom internationalen Literaturbetrieb und damit von der Weltliteratur abgeschottet, Österreich sieben Jahre. Zählt man aber die Jahre der katholisch geprägten Kanzlerdiktatur hinzu, in welcher der Kulturbetrieb von Regierungsseite bereits starke Reglementierungen erfuhr und diverse Verbotslisten den Buchmarkt eingrenzten,² kann für Österreich ebenfalls eine längere Zeitspanne

- 1 Der Beitrag behandelt schwerpunktmäßig Aspekte des Buch-, Zeitschriften- und Verlagswesens, die im Zuge der Erforschung des Kulturbetriebs in der Steiermark der unmittelbaren Nachkriegszeit zu Tage gefördert wurden, vgl. Karin Gradwohl-Schlacher: Neubeginn und Restauration. Literaturbetrieb in Graz 1945–1955. In: *Historisches Jahrbuch der Stadt Graz* 34/35 (2005), S. 303–333; Dies.: „Stunde Null“ für steirische Autoren? Literarischer Wiederaufbau in Graz 1945/46. In: *Historisches Jahrbuch der Stadt Graz* 25 (1994), S. 421–441.
- 2 Siehe Thomas Rott: *Repressive Schrifttumspolitik in Österreich und Deutschland ab 1933. Grundlagen, Inhalte, Wirkungsbereiche*. Diplomarbeit Univ. Wien 1995. – Siehe u. a. auch die diesbezüg-

der Abkehr beziehungsweise einer gewissen Distanz zur internationalen Literatur angenommen werden. Die Betonung des katholischen Elements, dazu eine gewisse Zivilisationsfeindlichkeit, welche die Provinzialisierung der Literatur nach sich zog, und ein latenter Antisemitismus in Verbindung mit dem Erstarken der von Deutschland aus unterstützten „illegalen“ Nationalsozialisten 1933–1938 taten ein Übriges. Die NSDAP und ihre Organisationen waren zwar seit dem 19. Juni 1933 verboten, aber gerade im Kulturbereich herrschte eine stillschweigende Akzeptanz nationalsozialistischer Tendenzen, zahlreiche Autor/innen bewegten sich im „illegalen“ NS-Subsystem und beförderten so den „Anschluss“ Österreichs. Nach dem März 1938 wurde das kulturelle System des Dritten Reiches auf die nunmehrige „Ostmark“ übertragen, was durch die nun allgegenwärtige Einflussnahme politischer Kontrollinstanzen und berufsständischer Zwangsorganisationen, wie zum Beispiel der Reichsschrifttumskammer (RSK) für Autor/innen, zu großen Veränderungen in der literarischen Landschaft führte. Der Zugang zum NS-Literaturbetrieb war durch die Reichskulturkammergesetze genau geregelt.³ Den gravierendsten Einschnitt für den veränderten Literaturbetrieb, und in weiterer Folge für den Literaturkanon, bedeutete jedoch die Ausgrenzung jüdischer beziehungsweise politisch missliebiger Schriftsteller/innen aus dem offiziellen literarischen Leben. Viele von ihnen gingen in die Emigration, etliche starben in Konzentrationslagern, manche wählten den Freitod, nur wenige überlebten im Untergrund. Andererseits brachten es viele nichtjüdische österreichische Schriftsteller/innen im Nationalsozialismus zu großem Ruhm und hohen Einnahmen; die meisten arrangierten sich, manche verstummten, nur wenige leisteten Widerstand.

Diese prekäre Vorgeschichte, aber auch die harten Lebensbedingungen unmittelbar nach Kriegsende erschwerten den Wiederaufbau beziehungsweise die Neuordnung des kulturellen Lebens:

Dass wir schlecht essen, schlecht gekleidet sind, schlecht wohnen und nichts zu heizen haben, sind so banale und allgemein bekannte Tatsachen, dass man darü-

lichen Aktenbestände der Bundespolizeidirektion Wien in der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Pressbüro Karton C 84972. – Uwe Baur, Karin Gradwohl-Schlacher: *Literatur in Österreich 1938–1945*, Bd. 5: Uwe Baur: *Literarisches System in Österreich 1933/38–1945. Zensur und Förderung – Literarische Vereine – Anthologien*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2021.

- 3 Karl-Friedrich Schrieber, Alfred Metten, Herbert Collatz (Hrsg.): *Das Recht der Reichskulturkammer. Sammlung der für den Kulturstand geltenden Gesetze und Verordnungen, der amtlichen Anordnungen und Bekanntmachungen der Reichskulturkammer und ihrer Einzelkammern*. Mit einem Geleitwort v. Hans Hinkel. 2 Bde. Berlin: De Gruyter 1943 (Guttentagsche Sammlung Deutscher Reichsgesetze 225).

ber nichts [sic] zu reden brauchte. Trotzdem bilden gerade diese vier Banalitäten miteinander die große Dominante unseres Lebens, des materiellen sowohl wie des geistigen. Angesichts dieser Sachlage sehen wir uns insgesamt vor die große Entscheidung gestellt, entweder die kulturellen und künstlerischen Fragen, Probleme und Faktoren unseres Lebens überhaupt zurückzustellen [...] oder aber die kulturellen Probleme und die künstlerische Tätigkeit allen äußeren Schwierigkeiten zum Trotz weiter zu betreiben und auszuüben.⁴

Vor einem literarischen Neubeginn musste das Problem der nationalsozialistisch belasteten Schriftsteller/innen einer Lösung zugeführt werden, das heißt diese sollten von dem sich provisorisch konstituierenden Literaturbetrieb ferngehalten werden. Literatur jedweder Art war im Österreich der unmittelbaren Nachkriegszeit nur spärlich zu erhalten. Auch Publikationen von Emigrant/innen, vom NS-Regime verbotene Werke sowie Bücher international arrivierter Autor/innen waren kaum greifbar. Erschwerend hinzu kamen die großteils zerstörten Produktionsstätten sowie die allgemeine prekäre finanzielle Situation, die es Verlagen nur in den seltensten Fällen gestattete, Lizenzrechte ausländischer Firmen zu erwerben beziehungsweise Bücher zu importieren. In diesem kulturellen Niemandsland gingen der 1945 gegründete *Verband demokratischer Schriftsteller und Journalisten Österreichs* (VdSJÖ) unter seinem Präsidenten Edwin Rollet und das Bundesministerium für Unterricht (BMfU) aktiv gegen ehemalige NS-Autor/innen vor. Die Intentionen in Sachen Entnazifizierung waren allerdings unterschiedliche: Das BMfU beabsichtigte ein Verbot (Nachdruck, Verkauf, Verleih) bereits existierender NS-Literatur, also der im Dritten Reich publizierten Werke. Der VdSJÖ hingegen forderte den Ausschluss belasteter Personen aus dem Literaturbetrieb und wollte deren zukünftiges Wirken verhindert wissen. Resultat der Beratungen war die *Liste der gesperrten Autoren und Bücher*, welche im Jänner 1946 vom BMfU herausgegeben wurde. Darin waren circa 1.600 Autor/innen sowie eine Reihe von Sachtiteln verzeichnet.⁵ Die für Buchhan-

4 Edwin Rollet: *Österreichische Gegenwartsliteratur. Aufgabe, Lage, Forderung*. Wien: „Neues Österreich“ Zeitungs- und Verlagsgesellschaft 1946 (Schriftenreihe „Neues Österreich“ 3), S. 3. Der aus Graz gebürtige Journalist Edwin Rollet (1889–1964) war zwei Jahre in NS-Konzentrationslagern interniert, seine Frau wurde in einer NS-Anstalt ermordet. 1945–1951 Präsident des Verbundes demokratischer Schriftsteller und Journalisten Österreichs (VdSJÖ), ab 1949 setzte er sich vehement gegen die Rückkehr des Germanisten Josef Nadler an die Wiener Universität ein. Vgl. Fritz Hausjell: *Österreichische Tageszeitungsjournalisten am Beginn der Zweiten Republik (1945–1947). Eine kollektivbiographische Analyse ihrer beruflichen Herkunft*. Dissertation Univ. Salzburg 1985, S. 735.

5 Die von den sowjetischen Alliierten erstellte Liste der auszusondernden Literatur hatte für Österreich keine Gültigkeit. Von der Deutschen Verwaltung für Volksbildung (Berlin: Zentralverlag 1946,

del und Büchereien maßgebliche Liste kursierte bereits im Sommer 1945 in Verlagen und Bibliotheken; aufgrund der kurzen Zeitspanne von Kriegsende bis zur Veröffentlichung konnte sie nur ungenau zusammengestellt sein:

Infolge der Unmöglichkeit, das gesamte faschistische, nationalsozialistische Schriftgut der letzten 25 Jahre namentlich anzuführen und in Listen zusammenzufassen, werden alle Bücher und Schriften, deren Inhalt eindeutig nationalsozialistische, bzw. faschistische Ideologien verfolgt, für Druck, Verkauf und Verleih gesperrt [...] Diese Maßnahme geschieht nicht aus Gründen einer Einengung der Kulturaufgaben der Literatur – eine solche Einengung ist weder heute noch in Zukunft beabsichtigt – vielmehr hat sich diese Maßnahme als notwendig herausgestellt, um propagandistischen Missbrauch der Literatur zu vereiteln.⁶

Unter den angeführten Autor/innen befanden sich etliche Österreicher/innen, unter anderen Gertrud Fussenegger, Mirko Jelusich, Josef Friedrich Perkonig, Friedrich Schreyvogel, Karl Hans Strobl, Ingeborg Teuffenbach, Franz Tumler und Josef Weinheber. Die Namen von dreizehn steirischen beziehungsweise in der Steiermark ansässigen Schriftsteller/innen⁷ sind vertreten, deren oft falsche Schreibweise auf die flüchtige Zusammenstellung der Liste hinweist. In Klammern erfolgt eine nähere Bezeichnung, da die Sperre sowohl das Gesamtwerk als auch einzelne Publikationen umfassen konnte:

Bruno Brehm (alles, ausgenommen *Apis und Este; Das war das Ende; Weder Kaiser noch König; Auf Wiedersehen, Susanne*),⁸ Manfred Jasser (alles), Paul Anton Keller (alles), Sepp Keller (*Das ewige Leben, Zwischen Tag und Nacht*), Erich Kernmayr [recte: Kernmayr] (alles), Hans Gustl Kernmayr (alles), Gottfried Nieckl [recte: Nickl] (*Deutschland, wir glaubten an dich*), Friedrich Pock (*Spielmann im Harnisch*), Walter Schneefuß (*Ungarn*), Günther Schwab (*Österreich, die deutsche Ost-*

Nachträge 1947 u. 1948) herausgegeben, war die Liste in Deutschland für den sowjetischen Sektor erstellt worden und wurde ab 1953 in modifizierter Form in der DDR verwendet. Zur Geschichte dieser Liste(n) bzw. der alliierten Praxis in Nachkriegsdeutschland vgl. <http://www.polunbi.de/bibliothek/index.html> (abgerufen am 2. Juli 2024).

- 6 Bundesministerium für Unterricht (Hrsg.): *Liste der gesperrten Autoren und Bücher. Maßgeblich für Buchhandel und Büchereien*. Wien: Uebereuter 1946, Vorwort, S. 3.
- 7 Zu den im vorliegenden Beitrag erwähnten steirischen Autorinnen vgl. Uwe Baur, Karin Gradwohl-Schlacher: *Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems*, Bd. 1: Steiermark. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2008.
- 8 In den *Nachträgen zur Liste der gesperrten Autoren und Bücher* vom Jänner 1946 wurde zusätzlich *Die sanfte Gewalt* freigegeben.

mark), Frank Thieß [recte: Thiess] (*Tsushima*),⁹ Rudolf Elmar von Vinibert (*Unsere Kolonien*), Margarete Weinhandl (*Und deine Wälder rauschen fort*).

Als eigentliche Quelle zur Aussonderung belasteter Literatur wurde die *Nationalsozialistische Bibliographie* (NSB), ein im Dritten Reich produziertes, circa 25.000 Titel umfassendes Verzeichnis angeführt,¹⁰ was vermutlich den Umstand erklärt, dass viele NS-Autor/innen (zum Beispiel Josef Papesch) in der *Liste der gesperrten Autoren und Bücher* nicht aufscheinen. Die Absichten der österreichischen Regierung in Bezug auf die Ausgrenzung belasteter Literatur liefen jenen der Alliierten zuwider: Verfolgung beziehungsweise Vernichtung lag den österreichischen Behörden fern, deshalb sollten die beschlagnahmten Bücher unzugänglich gelagert, jedoch keinesfalls vernichtet werden. Die Aufhebung des Verbots erfolgte nicht, wie angekündigt, am 1. September 1946; die Frist musste auf unbegrenzte Zeit verlängert werden, da bis zu diesem Datum kein Gesetz zur Entnazifizierung der Literatur erlassen worden war. Entgegen den Intentionen des BMfU wurden ungefähr 1,7 Millionen der aus öffentlichen Bibliotheken entfernten Bücher auf Befehl der Alliierten vernichtet.¹¹ Daraus ergab sich die kuriose Situation, dass staatliche Behörden, darunter an erster Stelle die Staatsanwaltschaft, Literatur für die Beweisführung in NS-Prozessen nicht beziehungsweise nur auf Umwegen besorgen konnten. Andererseits kam es vor, dass in der Liste des BMfU genannte Werke in Neuauflage erschienen. So geschehen im Grazer Verlag Pustet, der bereits Ende 1945 Emmy Feiks-Waldhäusels gesperrten Roman *Siegfried und Margret* publizierte.

Bis circa 1947/48 waren belastete Autor/innen aufgrund des *Ersten Nationalsozialistengesetzes* vom 8. Mai 1945, des *Kriegsverbrechergesetzes* vom 26. Juni 1945, der *Liste der gesperrten Autoren und Bücher* und der *Nationalsozialistischen Bibliographie* vom literarischen Leben in Österreich weitgehend ausgeschlossen. Zudem befanden sich viele, vor allem jene, die ein politisches Amt bekleidet hatten und/oder Mitglied

9 Frank Thiess (1890–1977) war in der Nachkriegszeit einer der prominenten Wortführer der Inneren Emigration in der medial gehypten Auseinandersetzung mit dem Exilanten Thomas Mann. Zu Thiess vgl. u. a. Yvonne Wolf: *Frank Thiess und der Nationalsozialismus. Ein konservativer Revolutionär als Dissident*. Tübingen: Niemeyer 2003 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 114); Karin Gradwohl-Schlacher: Frank Thieß. In: Uwe Baur, Karin Gradwohl-Schlacher: *Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems*, Bd. 3: Oberösterreich. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2014, S. 390–398.

10 Als Vorsitzender der Parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des nationalsozialistischen Schrifttums zeichnete Philipp Bouhler (1899–1945), Reichsleiter der NSDAP, Chef der Kanzlei des Führers und Leiter des Euthanasie-Programms, verantwortlich für die NSB.

11 Siehe Gerhard Renner: Entnazifizierung der Literatur. In: Sebastian Meissl, Klaus Dieter Mulley, Oliver Rathkolb (Hrsg.): *Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945–1955*. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1986, S. 202–229.

einer „verbrecherischen Organisation“ wie der SS beziehungsweise der Waffen-SS gewesen waren, in Internierungslagern. Die meisten verhafteten österreichischen Autoren (Autorinnen wurden kaum interniert) trafen im amerikanischen „Camp Marcus W. Orr“ in Glaserbach/Salzburg aufeinander, wo sie ein streng hierarchisch gegliedertes, äußerst reges kulturelles Lagerleben organisierten, dem untergegangenen Regime nachhingen und umfangreiche Netzwerke für die Zeit nach der Entlassung aufbauten.¹²

Unter dem Druck der Alliierten, besonders der Sowjetunion, unternahm die österreichische Regierung weitere Anstrengungen in Richtung einer Entnazifizierung der Literatur. Ein geplantes *Literaturreinigungsgesetz* verlief trotz aufwendiger Vorarbeiten im Sande: Das österreichische Parlament verweigerte beharrlich seine Zustimmung, während sich der Alliierte Rat in internen Querelen verlor. Dieses Hin und Her dauerte bis Anfang der 1950er Jahre; der beginnende Kalte Krieg entzweite die Alliierten endgültig, und der allen Seiten zunehmend lästig gewordene Gesetzesantrag wurde ad acta gelegt. Laut einem Bericht des Innenministeriums aus dem Jahr 1954 konnten „die Alliierten [...] sich über das diesbezügliche Gesetz nicht einigen.“¹³ Das *Zweite Nationalsozialistengesetz* vom 6. Februar 1947 bot zwar eine gewisse Handhabe gegen Schriftsteller/innen, doch wurden dessen Möglichkeiten nicht genutzt. Einer der wenigen österreichischen Autoren, die sich in einem Prozess verantworten mussten, war der Wiener Mirko Jelusich.¹⁴ In der Steiermark erhielt der Mittelschullehrer und Schriftsteller Josef Papesch (u. a. *Der steirische Hammerherr* 1921, *Fesseln um Österreich* 1933) Berufsverbot. In der NS-Zeit war er der mächtigste Kulturfunktionär und Leiter der Abteilung II (Erziehung, Volksbildung, Kultur und Gemeinschaftspflege) in der Reichsstatthalterei gewesen. Papesch absolvierte eine Maurerlehre bei der Grazer Baufirma Jandl und arbeitete als Maurergeselle. 1951/52 amnestiert und mit einer Pension bedacht, wandte er sich bald wieder der „Kultur- und Schutzarbeit“ zu, vorzugsweise im Rahmen des Alpenländischen Kulturverbandes und der *Südmark* sowie der einschlägigen Zeitschrift *Die Aula*.

Wie unterschiedlich und auf formale Kriterien (NSDAP-Mitgliedschaft) be-

- 12 Aus dem gemeinsamen Lagerlegen entstand später die Wohlfahrtsvereinigung der Glaserbacher mit Sitz in Linz, welche die regelmäßig erscheinenden *Mitteilungen der Wohlfahrtsvereinigung der Glaserbacher* herausgab.
- 13 Österreichisches Staatsarchiv, Archiv der Republik (AdR), Akt Hans Gustl Kernmayr, 04 BMI 138242-2/49, Bericht vom 14. Oktober 1954.
- 14 Siehe Johannes Sachslehner: *Führerwort und Führerblick. Mirko Jelusich. Zur Strategie eines Bestsellerautors in den Dreißiger Jahren*. Königstein/Taunus: Hain 1985 (Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur 3).

schränkt die Behörden im Zuge der Entnazifizierung agierten, zeigen die Beispiele Max Mell und Ida Maria Deschmann. Mell stellte am 4. Juli 1945 ein „Ersuchen um Nachsicht von der Registrierung“, dem bereits sechs Wochen später, am 23. August 1945, stattgegeben wurde. Der Autor argumentierte, er habe 1942, nachdem er NSDAP-Mitglied geworden war, seinen Antrag vor Aushändigung der Mitglieds-karte zurückgezogen. Ferner habe er das Parteiabzeichen nur „gegen die Behelligung und Anstänkungen getragen, denen ich durch Personen, die mich für einen Juden hielten [...] ausgesetzt war“.¹⁵ Die Behörden untersuchten weder Mells fragwürdige Rolle in der Vorbereitung des kulturellen „Anschlusses“ Österreichs noch sein ambivalentes Verhalten im Dritten Reich. Allein seine Funktion als Präsident des *Bundes der deutschen Schriftsteller Österreichs* (BDSÖ), einer im Dezember 1936 gegründeten, getarnten Vorfeldorganisation der RSK, wäre aufklärungsbedürftig gewesen. Mells deutscher Kollege Hans Carossa wunderte sich: „Mittlerweile hat Mell einen merkwürdigen Klub gegründet, wie kommt nur ein religiöser Dichter zu so was? [...] Was für eine robuste Natur für einen Apostelspieldichter!“¹⁶ Nicht umsonst bezeichnete die RSK Max Mell als einen der „repräsentativsten Dichter der Ostmark“, der sich „in der illegalen Zeit auch auf berufsständischem Gebiet Verdienste erworben“ habe.¹⁷ Nach 1945 schloss er nahtlos an seine Rolle als führender konservativ-katholischer Autor der Ersten Republik und des Ständestaates an und blieb in der Zweiten Republik einer der wichtigsten Vertreter dieses Genres.

Auch die eher unbekannte Grazer Autorin Ida Maria Deschmann, NSDAP-Mitglied seit 1932, stellte 1945 einen Antrag auf „Nachsicht von der Registrierung“, der jedoch im Unterschied zu jenem ihres etablierten Kollegen abgelehnt wurde. Zwei Jahre später wurde sie als „minderbelastete Person“ eingestuft, für welche die „Sühnefolgen“ erst mit April 1950 auslaufen sollten.¹⁸ Deschmann verlor dadurch den Kontakt zur Literaturszene, ihre einzige Publikation nach Kriegsende blieb der Lyrikband *Meine Welt* (1961).

15 Zitiert nach Karl Müller: *Zäsuren ohne Folgen. Das lange Leben der literarischen Antimoderne Österreichs seit den 30er Jahren*. Salzburg: Otto Müller 1990, S. 289.

16 Brief an Alfred Kubin vom 28. Januar 1937. In: Hans Carossa, *Briefe III* (1981), zitiert nach Gerhard Renner: *Österreichische Schriftsteller und der Nationalsozialismus (1933–1940)*. Der „Bund der deutschen Schriftsteller Österreichs“ und der Aufbau der Reichsschrifttumskammer in der „Ostmark“. Frankfurt/Main: Buchhändler-Vereinigung 1986 (Sonderdruck aus dem Archiv für Geschichte des Buchwesens 27), S. 259.

17 Bundesarchiv Berlin (BAB), Personenakt Mell, Schreiben RSK Berlin vom 27. Juli 1938.

18 Karl Müller: *Kontinuität und Diskontinuität. Zur literarischen Antimoderne in Österreich seit den 30er Jahren*. Habilitation Univ. Salzburg 1989, S. 312–315.

Die Projekte des Robert Michael Raffay

Wie gestaltete sich nun der literarische Neubeginn in den Wirren der unmittelbaren Nachkriegszeit 1945/46? Beabsichtigt war ein radikaler Schnitt, ein Neuanfang nach den Jahren der NS-Diktatur. Wichtigste Maßnahme in diesem Zusammenhang war das Fernhalten beziehungsweise der Ausschluss ehemaliger Nationalsozialisten vom literarischen Wiederaufbau. Viele „Ehemalige“ befanden sich in Internierungslagern der Alliierten, was den angestrebten Neubeginn vermutlich erheblich erleichterte. Die literarische Landschaft Österreichs war großteils verwaist: Zahlreiche Schriftsteller, die in der Wehrmacht Kriegsdienst geleistet hatten, befanden sich in Gefangenschaft. Jüdische Schriftsteller/innen, denen die Emigration gelungen war, kehrten, wenn überhaupt, nur zögernd und spät zurück; das offizielle Österreich versuchte nicht, sie zurückzuholen, ganz im Gegenteil.¹⁹ Für den literarischen Wiederaufbau zur Verfügung standen also jene, die sich nicht zu tief in nationalsozialistische Bereiche verstrickt hatten oder deren Involvierung auf Grund verschiedener Umstände nicht allgemein bekannt war. Diese mit Abstand größte Gruppe argumentierte vorzugsweise mit ihrer – oft genug fragwürdigen – Zugehörigkeit zur Inneren Emigration.²⁰ Daneben gab es Autor/innen, die ihre Publikationstätigkeit während der NS-Ära eingestellt hatten, beziehungsweise solche, deren literarische Produktion zu gering war, um ihnen Bedeutung beizumessen (das heißt nicht unbedingt, ihre Werke hätten nicht NS-Gedankengut transportiert). Auch Personen, die während der NS-Zeit in Gefängnissen beziehungsweise Konzentrationslagern interniert gewesen waren oder im Untergrund überlebt hatten, traten nun an die Öffentlichkeit. Berichte aus Konzentrationslagern und Gefängnissen fanden 1945–1947 auch Aufnahme in steirische Verlagsprogramme,²¹ gerieten aber bald in Vergessenheit beziehungsweise waren im Zuge der allgemeinen Restaurationsbestrebungen nicht mehr

19 Der ehemalige Wiener Kulturstadtrat Viktor Matejka berichtete, er sei 1945 an die provisorische Regierung herangetreten, man möge die Emigranten systematisch zurückholen, was von allen drei regierenden Parteien abgelehnt wurde: „Was sollen wir mit den vielen Juden anfangen?“, bekam er unter anderem als Erklärung zu hören. Zit. nach Klaus Amann: Vorgeschichten. In: Friedbert Aspetsberger, Norbert Frei, Hubert Lengauer (Hrsg.): *Literatur der Nachkriegszeit und der 50er Jahre in Österreich*. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1984 (Schriften des Institutes für Österreichkunde 44/45), S. 57, Fußnote 38.

20 Vgl. Johann Holzner, Karl Müller (Hg. im Auftrag der Theodor Kramer Gesellschaft): *Literatur der „Inneren Emigration“ aus Österreich*. Wien: Döcker 1998 (Zwischenwelt 6).

21 Zum Beispiel: Manfred Schifko-Pungartnik: *Leichenträger ans Tor!* Graz: Moser 1946 (drei Auflagen); Leopold Arthofer: *Als Priester im Konzentrationslager*. Graz: Moser 1947 (zwei Auflagen); Erich Herbert Schneider: *Gedichte aus dem Gefängnis am Paulustor*. Graz: Leykam 1946 (Neuauf-
lage 2008).

erwünscht.²² Nach den Exilautor/innen, die praktisch negiert wurden, hatten es auf lange Sicht junge, unbekannte Autor/innen am schwersten, die im Nationalsozialismus aufgewachsen waren und nach Kriegsende erstmals den Kontakt zu einer literarischen Öffentlichkeit suchten. In der unmittelbaren Nachkriegszeit standen ihre Chancen noch am besten: Der angestrebten sofortigen Neuorientierung stellte sich zwar die Realität des Nachkriegsalltags entgegen, doch bot gerade das kulturelle Niemandsland gewisse Möglichkeiten in Richtung einer Strukturveränderung. Als Artikulationsorgane dienten der im Entstehen begriffenen Literaturszene in erster Linie Neugründungen auf dem Zeitschriftensektor. Hier galt es, behördliche Hindernisse zu überwinden und, vor allem, die Zustimmung der jeweiligen Besatzungsmacht zu erhalten. Für alle Erzeugnisse auf dem Publikationssektor musste die Genehmigung vom *Ausschuss zur Überprüfung des Presse- und Verlagswesens* eingeholt werden, die Erteilung der Druckerlaubnis oblag in der britischen Zone der sogenannten *Psychological Warfare Branch* (PWB). Noch schwieriger gestaltete sich das Organisieren von Papier, wobei dies in einigen Fällen wörtlich zu verstehen ist, besorgten sich doch manche Herausgeber beziehungsweise Verlage den begehrten Rohstoff auf dem Schwarzmarkt.²³ Um diesem Übelstand abzuhelpfen, konstituierte sich 1946 in Graz ein „Papierausschuss“, der die Zuteilung der Papierkontingente an Verlage regelte und damit viel zur Normalisierung der behelfsmäßigen Zustände im Bereich der Printmedien beitrug.²⁴

Die Initiative für die Reorganisation des literarischen Lebens in Graz lag in den Händen eines bis heute von der Literaturhistorie weitgehend ignorierten Trivialschriftstellers und Bonvivants namens Robert Michael Raffay (3. Juni 1887 – 8. August 1954).²⁵ Beachtenswert ist nicht seine Wirkung als Schriftsteller, sondern sein Verdienst als Wegbereiter des kulturellen Wiederaufbaus in Graz. Seinen Initiativen, von der Gründung des *Verbandes demokratischer Schriftsteller und Journalisten* (VdSJ)

22 Ein Tabuthema waren fiktive Darstellungen über das Leben im KZ. Als Erich Maria Remarques KZ-Roman *Der Funke Leben* 1952 in der BRD erschien, löste das Buch einen Skandal aus. Remarque, der 1933 nach seinem Welterfolg *Im Westen nichts Neues* (1929) emigriert war und den Roman im amerikanischen Original dem Andenken seiner von den Nationalsozialisten hingerichteten Schwester Elfriede widmete (diese Widmung musste in Deutschland unterbleiben), wurde als „Nestbeschmutzer“ beschimpft. Vgl. Wilhelm von Sternburg: *„Als wäre alles das letzte Mal“*. Erich Maria Remarque. Eine Biographie. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1998.

23 Vgl. Heinz Lunzer: Der literarische Markt 1945 bis 1955. In: Aspetsberger, Frei, Lengauer, *Literatur der Nachkriegszeit*, S. 27.

24 Vgl. Wilhelm Reinermann: Viele Steine gab's und wenig Brot. Zur Krise im österreichischen Schrifttum. In: *Austria* 1, H. 7 (1946), S. 35–37.

25 Vgl. biobibliographisch Gradwohl-Schlacher, „Stunde Null“.

über die Zeitschrift *Der Lichtblick* bis zum Mur-Verlag, verdankte die steirische Literatur 1945 wichtige Anregungen:

Der Präsident, ein köstliches, jäh im Dschungel des Jahres 1945 emporgeschossenes Schlinggewächs, [...] von unübersehbarer Noblesse, aber auch von [...] unüberreichbarem Hautgout [...] –, dieser Präsident wurde von fast niemandem „Präsident“, was er war, genannt, doch von fast allen das, was er nicht war: Baron [...]. Man munkelte von höchsten Beziehungen zu höchsten Stellen des eben in der Katastrophe versunkenen Regimes. Gleichzeitig wurde aber auch berichtet von einem Widerstand, den der Baron-Präsident mit größtem Raffinement in der größten Heimlichkeit geleistet hätte.²⁶

Soweit die launige Charakterisierung von Otto Hofmann-Wellenhof, zunächst Raffays Mitarbeiter und schließlich sein Nachfolger. Nach Kriegsende setzte Raffay erste Impulse in der verwaisten literarischen Landschaft; ohne sein Engagement wäre wohl manche Entwicklung nicht denkbar gewesen. Vor allem aber bot er den Autor/innen ein Forum, das ihnen in schwierigen Zeiten den Zugang zu literarischer Produktion ermöglichte. In der Person Raffays liefen 1945/46 alle Fäden des Grazer Kulturbetriebes zusammen, dennoch ist seine Aufbauarbeit von der Nachwelt weitgehend unbedankt geblieben.

Raffay stammte aus einer ungarisch-deutschen Familie, die in Wien ansässig war. Seine Schulausbildung absolvierte er an den renommierten Anstalten Kalksburg, Kremsmünster und am Schottengymnasium in Wien, die Matura legte er an der Handelsakademie Linz ab; danach folgten zwei Jahre Studium an der Landwirtschaftlichen Hochschule Mödling; um 1910 Beginn der schriftstellerischen beziehungsweise journalistischen Tätigkeit in München und Berlin, Aufenthalt in London; ab circa 1911 Redakteur für Literatur und Kunst der Leipziger Zeitschrift *Xenien*, daneben erschienen in rascher Folge die Werke *Dämmerstunde* (1911), *An meine Geliebte* (1911) und *Erlöser* (1912) sowie die Übersetzung *Der alte König* (Remy de Gourmont: *Le vieux roi*, 1913). Der Ausbruch des Krieges beendete die gerade begonnene Karriere, von 1914 – 1918 stand Raffay als Offizier (zuletzt Oberleutnant) im Einsatz, davon dreieinhalb Jahre ununterbrochen an der Front. Seit 1919 lebte er wieder in Berlin, fasste in der Werbebranche Fuß und schrieb nebenbei Zeitungsromane.

26 Zitiert nach Alfred Holzinger: Große Hoffnungen und langsamer Neubeginn. In: Steiermärkische Landesregierung (Hrsg.): *Literatur in der Steiermark 1945–1976*. Graz: Styria [1978], S. 9–10.

1936 kehrte Raffay aus NS-Deutschland nach Wien zurück, wo er als Teilhaber einer Photochemischen Anstalt reüssierte, nach Differenzen mit seinem Kompagnon aber aus dem Unternehmen ausschied und sich als freier Schriftsteller versuchte. Er wechselte ungewöhnlich häufig seinen Wohnsitz, allein zwischen Juni 1936 und März 1940 sind elf Adressenänderungen in Wien dokumentiert, was auf Probleme mit den Behörden hindeuten könnte; Mitte der 1930er-Jahre war er wegen eines Betrugsdeliktes gerichtlich verurteilt worden.²⁷ 1942 erschien der Roman *Ban Michael* im Berliner Hyperion-Verlag. Für Recherchen zu einem weiteren Roman, vermutlich *Junger Mann auf Brautschau*, suchte Raffay um eine Ausreisegenehmigung nach Ungarn an, die das Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda (RMVP) jedoch ablehnte: „Raffay dürfte wohl angesichts der politischen Beurteilung nicht die geeignete Persönlichkeit sein, um bei der hochpolitischen Angelegenheit, wie sie die deutsch-ungarische Verständigung darstellt, mitzuwirken“.²⁸ Die NSDAP Gauleitung Niederdonau – Raffay lebte seit 1940 in Rekawinkel – hatte ihn zuvor als „politischem Geschehen gleichgültig gegenüber[stehend]“²⁹ charakterisiert, sein Antrag auf Parteimitgliedschaft, den er im Zuge der „Erfassungsaktion“ nach der Annexion Österreichs gestellt hatte, dürfte aus diesem Grund beziehungsweise wegen der Vorstrafe³⁰ abgelehnt worden sein.

Anfang 1943 ließ sich Raffay in Graz nieder. Die schriftstellerische Tätigkeit sicherte ihm einen angenehmen Lebensstandard, 6.550 Reichsmark hatte er 1941 allein für den Vorabdruck von *Junger Mann auf Brautschau* erhalten.³¹ Die Verpflichtung zum zivilen Kriegsdienst im Oktober 1943 zog einen eklatanten Einkommensverlust nach sich, hinderte sie ihn doch, seinem Beruf im gewohnten Ausmaß nachzugehen. Darüber hinaus wurde der Berliner Hyperion-Verlag durch einen alliierten Luftangriff völlig zerstört, sodass bereits gedruckte Neuauflagen der Romane *Ungarische Liebe* und *Ban Michael* nicht mehr ausgeliefert werden konnten.

Unmittelbar nach Kriegsende trat Raffay während der kurzen sowjetischen Besatzungszeit als Journalist in Erscheinung. Diese Tätigkeit setzte voraus, dass er nicht NSDAP-Mitglied gewesen war; wie er es schaffte, Kontakte zur KPÖ beziehungsweise zu den sowjetischen Alliierten zu knüpfen, lässt sich 80 Jahre danach nicht mehr feststellen. Nachgewiesen ist seine Mitarbeit an der Grazer Antifaschistische

27 BAB, Personenakt Raffay, Auszug aus dem Strafregister vom 27. März 1941.

28 Ebenda, RMVP, Aktennotiz Abteilung II vom 5. Juni 1941.

29 Ebenda, Schreiben der NSDAP Gauleitung Niederdonau vom 30. April 1941.

30 AdR Gauakt 268.376 (Raffay), NSDAP Gauleitung Wien, Gaupersonalamt, Politische Beurteilung vom 9. Dezember 1942.

31 Die Summe entsprach in etwa dem Jahresgehalt eines angestellten Redakteurs.

Volkszeitung, in welcher auch Ditto Pölzl, kommunistischer Landesrat der provisorischen Landesregierung Machold,³² publizierte, und am Demokratischen Volksblatt (Deutschlandsberg), beides amtliche Organe der Besatzung. Auch im Nachfolgeblatt der erstgenannten Zeitung unter britischer Besatzung, Neue Steirische Zeitung, finden sich Beiträge von ihm.

Bereits im Sommer 1945 konstituierte sich der *Verband demokratischer Schriftsteller und Journalisten, Sitz: Graz* (VdSJ) in der Nachfolge des 1938 aufgelösten *Steirischen Schriftstellerbundes* als Bundesländerorganisation des österreichischen Dachverbandes VdSJÖ, das Amt des Präsidenten übernahm Raffay. Hintergrund dürfte wohl auch hier sein guter Draht zu den Alliierten gewesen sein. Da die Mitglieder des VdSJ in den Genuss handfester Vorteile in Form von Lebensmittelkarten für Schwerarbeiter kamen, war der Andrang – auch von Nichtschriftstellern – entsprechend groß, der Begriff „Schriftstellervereinigung“ hatte also nur eingeschränkt Gültigkeit. Unter den bald über 300 Mitgliedern (Stand ca. 1949) befanden sich, wie die spätere Vizepräsidentin Grete Scheuer ausführte, „annähernd 220, die entweder überhaupt keine oder bestenfalls Wald- und Wiesengedichte fabriziert hatten.“³³ Die Mitgliederliste vom Jahreswechsel 1945/46 umfasste 119 Namen, davon bezeichneten sich 62 Personen als Schriftsteller, 29 als Journalisten, 27 als Schriftsteller/Journalisten, bei einer Person fehlt die Zuordnung. Eine Rubrik des Verzeichnisses rekurriert auf die NSDAP-Zugehörigkeit der Mitglieder: 16 Autoren waren Parteimitglieder gewesen, ein Autor bereits entregistriert. Die geringe Anzahl von NSDAP-Mitgliedern ist symptomatisch für die unmittelbare Nachkriegszeit, war diese doch gekennzeichnet von dem Willen, eine Entnazifizierung der Literatur durchzusetzen. In den folgenden Jahren verwischte sich dieser Anspruch zunehmend, aus diesem Grund nahm der Anteil ehemaliger Parteimitglieder auch im VdSJ – analog zum VdSJÖ – stark zu. Im Mitgliederverzeichnis von 1945/46 finden sich nur wenige bekannte Namen, was Grete Scheuers Aussagen untermauert³⁴ (Angaben zur NSDAP-Mitgliedschaft in Klammern):

Robert Baravalle (ja), Karl Heinz Dworczak (ja), Hans Heidenbauer (ja), Alois Hergouth (nein), Otto Hofmann-Wellenhof (nein), Hilda Knobloch (ja), Maria

32 Vgl. Ditto Pölzl: „Der Betrieb war praktisch meine Heimat“. Erinnerungen, bearbeitet von Johannes Feichtinger. In: Siegfried Beer (Hrsg.): *Die „britische“ Steiermark 1945–1955*. Graz: Selbstverlag der Historischen Landeskommision für Steiermark 1995 (Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 38), S. 621–625.

33 Grete Scheuer: Der Steirische Schriftstellerbund. In: *Steirische Berichte* 11, H. 4/5 (1967), S. 86.

34 Grete Scheuer lebte damals noch in Berlin.

Elisabeth Krauss (nein), Hans Lebert (nein), Heinz Nonveiller (nein), Rose von Peinlich-Immenburg (nein), Heinrich Pototschnig (nein), Robert Michael Raffay (nein), Sepp Rauch (nein), Josef Schister (nein), Erwin Walter Stein (ja).³⁵

Im Herbst 1945 erhielt Raffay die Genehmigung (PWB, 6. Oktober 1945) zur Herausgabe der ersten illustrierten Grazer Zeitschrift nach Kriegende: *Der Lichtblick* erschien erstmals am 7. November 1945, kostete einen Schilling und bot ein buntes Sammelsurium von Nachrichten aus aller Welt, lokaler Berichterstattung, Beiträgen zu Kunst und Kultur und sollte in erster Linie das Bedürfnis der Bevölkerung nach Unterhaltung erfüllen.³⁶ Den literarischen Bereich deckte zu einem Gutteil der Herausgeber ab, der unter seinem bürgerlichen Namen sowie unter verschiedenen Pseudonymen Erzählungen und Fortsetzungsromane schrieb, unter anderem *Mihaly's vergnügliche Brautfahrt*, vermutlich identisch mit dem einstigen *Junger Mann auf Brautschau*. Einziger angestellter Redakteur in der Anfangsphase war Wolf Egon von Schilgen, die literarischen und journalistischen Beiträge stammen vornehmlich von Mitgliedern des VdSJ. Wie es Raffay gelang, die Produktion einer Zeitschrift zustande zu bringen, bleibt ungeklärt. Er schaffte sogar die regelmäßige Organisation des Papiers, weshalb die Zeitschrift kontinuierlich jede Woche erscheinen konnte. Dass die Gründung der Zeitschrift durchaus nicht problemlos vonstattengegangen war, verdeutlicht das Editorial im zweiten Heft, in welchem Raffay KPÖ-Landesrat Ditto Pölzl sowie den Beamten der PWB seinen Dank abstattete:

Es fällt mir nicht bei [sic] des breiten und langen zu erzählen, was alles überwunden und durchgekämpft werden mußte, bis endlich [...] das 1. Heft [...] erscheinen konnte [...] Es mag sein, daß etwelche sich finden, die vermeinen, ich täte einen Kotau, ja es mag sogar Übeldenkende geben, die mich für einen im Sold Stehenden halten, für einen Propagandisten oder sonst solch einen [...] ³⁷

Hier spielt Raffay auf Ressentiments an, die ihm anscheinend wegen seiner guten Beziehungen entgegengebracht wurden. Der *Lichtblick* verwendete Bildmaterial aus britischen Quellen, verschiedene Beiträge versuchten, Verständnis für die auch in Großbritannien schwierigen Lebensumstände der Nachkriegszeit zu wecken.

35 Auch Hans Dichand, der spätere Eigentümer der *Kronen Zeitung*, gehörte als Journalist dem VdSJ an.

36 Vgl. Holger Englert: *Ein Sammelbecken im Schatten der Vergangenheit. Der Lichtblick (1945–1947)*. <http://www.onb.ac.at/oe-literaturzeitschriften> (abgerufen am 2. Juli 2024).

37 Robert Raffay. In: *Der Lichtblick* 1, H. 2 (1945), Rückseite des Titelblattes.

Betrachtet man die Beiträger/innen der Zeitschrift, ergibt sich ein durchaus repräsentativer Querschnitt von nicht belasteten beziehungsweise vereinzelt bereits registrierten Personen, Bindeglied sind Herkunft aus und/oder Lebensmittelpunkt in Graz. Interessant scheint, dass die meisten Beiträge von Autor/innen der Nachkriegsgegenwart stammen, nur selten greift der Herausgeber auf Werke der Literaturhistorie zurück, wie das in der 1946 gegründeten Zeitschrift *Austria* häufig der Fall war. Bemerkenswert ist ferner, dass *Der Lichtblick* – im Gegensatz zu anderen Publikationsorganen – auch jungen Menschen Platz für schriftstellerische Versuche bot. Unter ihnen finden sich mit Alois Hergouth (1955)³⁸ und Erwin Walter Stein (1961) spätere Träger des Förderungspreises zum Peter-Rosegger-Preis des Landes Steiermark, mit Grete Scheuer eine Trägerin des Literaturpreises des Landes Steiermark (1979). Einziger Vertreter der etablierten Grazer Autorenschaft ist Rudolf Hans Bartsch, gemeinsam mit Max Mell 1951 erster Träger des Peter-Rosegger-Preises. Viele der Schriftsteller/innen hatten bereits im Nationalsozialismus zumindest eine Publikation veröffentlicht, auf Dauer konnten sich jedoch nur wenige in der Zweiten Republik durchsetzen. Große Bedeutung für den Grazer Literaturbetrieb der Folgezeit sollten Otto Hofmann-Wellenhof und Grete Scheuer erlangen. Hofmann-Wellenhof übernahm 1946 ab Heft 13 die Redaktion des *Lichtblick*. Am 7. Oktober 1946 erschien Heft 19, die vorerst letzte Nummer der Zeitschrift. Nach einer Pause von neun Monaten kamen 1947 nur mehr zwei Hefte auf den Markt. Die Zeitschrift wies nun ein etwas modifiziertes Erscheinungsbild auf, offenbar zeichnete Hofmann-Wellenhof allein verantwortlich. Er führte die Glosse *Offen gesagt* ... ein, in welcher er zu aktuellen Problemen (Heimkehrer usw.) Stellung bezog. Darüber hinaus ist an den Namen der Beiträger/innen (u. a. Elisabeth Gürt, Bruno Wolfgang, Arthur-Heinz Lehmann) der Versuch erkennbar, das Grazer Autorenmonopol zu durchbrechen. Die letzte Ausgabe von *Der Lichtblick* datiert vom 8. August 1947, danach wurde die Herausgabe eingestellt.

Parallel zum *Lichtblick* erlangte Raffay von den Briten die Genehmigung zur Gründung eines Verlages. Der Mur-Verlag war nach Kriegsende vermutlich der erste, welcher in Graz seinen Betrieb aufnehmen konnte (Genehmigung PWB, 7. November 1945).³⁹ Die Verlagsproduktion war auf den ersten Blick zwar nicht sehr umfangreich, zieht man jedoch die außergewöhnlichen Bedingungen der Nachkriegszeit in Betracht, erscheint allein die Papierbeschaffung als besondere Leistung. In diesem Zusammenhang dürften sich Raffays gute Verbindungen wieder einmal bewährt ha-

38 1965 erhielt Hergouth auch den Peter-Rosegger-Preis.

39 Vgl. Holzinger, Große Hoffnungen, S. 50.

ben. Zieht man ferner die Größe des Verlages in Betracht – vermutlich ein Einmannunternehmen –, so stellen die acht produzierten Publikationen doch eine respektable Anzahl dar. Als Werbeträger stand Raffay praktischerweise der *Lichtblick* zur Verfügung, sämtliche Bücher wurden in „friedensmäßiger Ausstattung“ angeboten.⁴⁰ Ein Verlagskonzept lässt sich nur insofern erkennen, als Raffay vorzugsweise Texte von *Lichtblick*-Autor/innen veröffentlichte und sich auf Unterhaltungsliteratur konzentrierte. Die erste Veröffentlichung dürfte mit großer Wahrscheinlichkeit Hilda Knoblochs *Zwischen Gott und Dämon* (1945), ein Roman um den spiritistischen Arzt Franz Anton Mesmer, gewesen sein. Raffay veröffentlichte zwei eigene Werke, die bereits im *Lichtblick* vorabgedruckte Novelle *Jozsi und Anuschka* (1947) sowie *Tobias mit der Geige* (1946). Mit Otto Hofmann-Wellenhof war in der *Lichtblick-Bibliothek*, so der Name der hauseigenen Reihe, in welcher sechs Bücher erschienen, ein wesentlicher Mitarbeiter der Zeitschrift vertreten (*Eine Woche vor der Hochzeit* 1947). Alois Hergouth verfasste vier der anonym publizierten *Sieben wundersamen Märchen* (1947), drei stammten aus der Feder von Hilda Knobloch und Rose von Peinlich-Immenburg, Schriftführerin des VdSJ. Weiters erschienen 1947 von Robert Michel *Der verschwundene Stern*, von Fanny Wibmer-Pedit *Der Nußbaumer* und von Peter Michael Raigern *Die Fliederlaube*. Wibmer-Pedit, Michel, Knobloch und Raigern gehörten nicht zum Autorenkorpus des *Lichtblick*.⁴¹

Nach kurzem Höhenflug nahmen Raffays Aktivitäten ein abruptes und unrühmliches Ende: Der Baron-Präsident hatte sich anscheinend etwas zu großzügig aus der Vereinskassa bedient. Um der Verhaftung wegen Unterschlagung und Veruntreuung im Zusammenhang mit verschiedenen, nicht gedeckten Darlehen sowie mit Geldern des VdSJ und des Mur-Verlages zu entgehen, setzte sich Raffay nach Deutschland ab. Anfang 1949 kehrte er in die Steiermark zurück, wurde in Gröbming festgenommen und im Grazer Landesgericht inhaftiert, „da sich noch Geschädigte, darunter zahlreiche Schriftsteller und ehemalige Mitarbeiter, melden, denen Raffay die Honorare auszubezahlen ‚vergessen‘ hat“.⁴² Diese peinliche Affäre bedeutete sowohl für Raffays schriftstellerische Karriere als auch für seine ambitionierten Projekte das Ende. Sein Name wurde aus dem Mitgliederverzeichnis des VdSJ – mittlerweile vom nun-

40 Ankündigung, In: Robert Michel: *Der verschwundene Stern. Erzählungen*. Mit Zeichnungen von Alois Krawagna. Graz: Mur-Verlag 1947 (*Lichtblick-Bibliothek* 5).

41 Ab März 1946 erschien im Mur-Verlag die Mädchenzeitschrift *Mädel-Welt-Mode* (Genehmigung PWB, 18. Dezember 1945), als deren Herausgeberin und Redakteurin Inge von Kramer, ein weiteres Mitglied des VdJS, fungierte. Nach dem Ende des *Lichtblick* und des Mur-Verlages erschien die Zeitschrift bis 1949 in Wien.

42 *Neue Zeit* (Graz) vom 8. April 1949, S. 5.

mehrigen Präsidenten Otto Hofmann-Wellenhof wieder in *Steirischer Schriftstellerbund* umbenannt – gestrichen. Dass sein harmloser Puszta-Roman *Ban Michael* in der neu gegründeten DDR auf dem Index stand,⁴³ dürfte den Autor nicht mehr gekümmert haben. Am 8. August 1954 verstarb Robert Michael Raffay in Graz, seine Grabstätte befindet sich auf dem Leonhard-Friedhof.⁴⁴

Ausblick

Raffay befand sich zwar auf der Flucht vor den österreichischen Behörden, seine Aufbauarbeit aber trug Früchte und wurde von anderen weitergeführt: Von April bis Dezember 1946 erschien die von Studenten edierte Zeitschrift *Die Eule. Der junge Kreis*, von Mai 1946 bis Dezember 1948 die Monatsschrift *Austria*, deren Name eine spezifisch österreichische Programmatik transportieren sollte. Auch die Produktion der bekannten steirischen Verlage lief relativ bald nach Kriegsende in eingeschränkter Form wieder an. Daneben kam es zu überraschend vielen Neugründungen auf dem Verlagssektor, von welchen die meisten nach einer kurzen Blütezeit Ende der 1940er Jahre den Betrieb wieder einstellten.⁴⁵

Anders als in Deutschland zogen die vielfältigen Aktivitäten auf kulturpolitischem Gebiet keine inhaltliche Auseinandersetzung mit der Literatur beziehungsweise mit den Autor/innen und der Kulturpolitik des Dritten Reiches nach sich, war Österreich doch in der *Moskauer Deklaration* vom 1. November 1943 der Status des ersten Opfers nationalsozialistischer Aggression zuerkannt worden. Aus diesem Grund sahen nur wenige Medien (u. a. *Plan*, *Österreichisches Tagebuch*, *Der Turm*) die Notwendigkeit einer diesbezüglichen Debatte. Da auch die Entnazifizierung der Literatur von offizieller Seite eher halbherzig betrieben wurde, stand einer von der Politik angestrebten Reintegration ehemaliger NS-Schriftsteller/innen in das kulturelle Leben der Zweiten Republik bald nichts mehr im Wege. Bereits drei Jahre nach Kriegsende wurde im Zusammenhang mit dem *Bundesverfassungsgesetz über die vorzeitige Beendigung der im Nationalsozialistengesetz vorgesehenen Sühnefolgen*

43 Siehe Fußnote 5.

44 In der älteren Sekundärliteratur ist ein falsches Sterbedatum (13. Juli 1954) verzeichnet.

45 Vgl. Werner Schlacher: *Die Steirischen Buchverlage zwischen 1945 und 1955 unter besonderer Berücksichtigung der belletristischen Produktion*. Dissertation Univ. Graz 1985; Rüdiger Wischenbart: *Literarischer Wiederaufbau in Österreich 1945–1949. Am Beispiel von sieben literarischen und kulturpolitischen Zeitschriften*. Königstein/Taunus: Hain 1983 (Literatur in der Geschichte. Geschichte in der Literatur 9).

für *minderbelastete Personen* vom 21. April 1948 das Berufsverbot gelockert beziehungsweise aufgehoben. Anfang der 1950er Jahre publizierten die meisten der im Dritten Reich in Erscheinung getretenen Autor/innen wieder, viele der inkriminierten Werke wurden neu aufgelegt, in manchen Fällen ohne inhaltliche Korrekturen; die Rechtfertigungsliteratur⁴⁶ boomte.

Zu diesem Zeitpunkt begann sich in der Steiermark die Entwicklung der Literatur in zwei unterschiedliche Stränge abzuzeichnen: Einerseits der konservativ-katholische Bereich des literarischen Establishments, andererseits jene modern-avantgardistische Strömung, deren Vertreter/innen Ende der 1950er Jahre im Forum Stadtpark eine Wirkungsstätte erhalten sollten. Für die breite Öffentlichkeit blieb jedoch der überkommene Literaturkanon wirksam, die Entnazifizierungsmaßnahmen waren weitgehend wirkungslos geblieben. Ehemals belastete Autor/innen gaben, von offizieller Seite durch Preisverleihungen und andere Ehrungen unterstützt, den Ton an. Das Schlagwort von der „Stunde Null“ hatte nur für kurze Zeit Gültigkeit gehabt, die Chance einer Neuorientierung war vertan worden.⁴⁷

46 Zum Beispiel Hans Gustl Kernmayr: *Wir waren keine Banditen*. Gmunden: Mader 1950.

47 Vgl. umfassend Gradwohl-Schlacher, Neubeginn und Restauration.

Andreas Golob:
Bericht über das Symposium
„450 Jahre Jesuitenbibliothek Graz (1573–2023)“

Am 24. November 2023 fanden sich gut hundert Interessierte, insbesondere aus der Grazer Universitäts-, Bibliotheks- und Archiv-Szene, ein, um ein Jubiläum zu begehen, nämlich das 450-jährige Bestehen der Universitätsbibliothek der Universität Graz. Die Feierstunden bezogen sich auf die Gründung des Jesuitenkollegs und seines Gymnasiums, die 1573 erfolgte. Den Rahmen bereiteten denn auch Räumlichkeiten des ehemaligen Kollegs, das auch das Gymnasium sowie, in einem letzten Entwicklungsschritt (1585/86), die Jesuitenuniversität beherbergt hatte. Nun im Besitz der Diözese Graz-Seckau, dient es vor allem als Priesterseminar. Der Spiritual dieser Ausbildungsstätte, Thomas Neulinger, betonte als Gastgeber die Leistungen der Jesuiten für das „Gemeinwohl“ und die Kultur von Stadt und Land, die über die „Katholische Reform weit hinaus“ gegangen waren. Graz wurde zum Teil eines Netzwerks, das aktuell etwa durch die Einbindung in das Jesuit Library Provenance Project ausgerollt wird. Vonseiten der Universitätsleitung gab Vizerektor Joachim Reidl ein Bekenntnis zur „Sichtbarmachung“ der Bestände durch Forschung, Digitalisierung und künstliche Intelligenz, dem sich auch die Leiterin der Universitätsbibliothek, Pamela Stückler, anschloss.

Unter der Moderation Norbert Schnetzers von der Kommission für Buch- und Bibliotheksgeschichte in der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare begann der wissenschaftliche Teil der Veranstaltung mit einem Referat von Martin Haltrich, Leiter der Forschungsstelle für kulturwissenschaftliche Studien im Stift Klosterneuburg. Er bereitete den Boden mit theoretischen Zeit-Assoziationen zur Verknüpfung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durch das Buch, beleuchtet als Objekt, Artefakt, Medium und Narrativ. Gedeckelte und gebundene Zeit im wahrsten Sinne des Wortes dient demnach dem Fixieren und Behalten von Information durch die (Kultur-)Technik des Schreibens oder Druckens – das Buch wird Behältnis für Gedächtnis und Erinnerung, fördert die Vergesellschaftung. Restaurieren, Rekonstruieren, Ordnen und Forschen sowohl in Gelehrsamkeit beziehungswei-

se Wissenschaft, von Engelbert von Admont (um 1250–1331) bis Hans Blumenberg (1920–1996), als auch in literarischer Reflexion eines Carlos Ruiz Zafón (1964–2020), Jorge Luis Borges (1899–1986) oder Umberto Eco (1932–2016) führen das Buchgut und seine Inhalte in die (digital transformierte) Zukunft, zu einer beschleunigten Zirkulation, zu einer neuen Kodierung durch Algorithmen, die gewissermaßen auch eine Neomythologisierung mit sich bringt.

Thomas Csanády, der administrative Leiter der Abteilung für Sondersammlungen, eröffnete mit einem Überblick zur Geschichte der Bibliothek die beeindruckende „Leistungsschau“ jener Einheit, die für das historische Buchgut der Universität Graz verantwortlich zeichnet und eigentlich das Symposium bestritt. Er erinnerte an die Wurzeln der Universität in der Jesuitenepoche, ihr wechselndes Schicksal nach der Aufhebung des Ordens (1773), die eine Degradierung zu einem Lyzeum (1782–1827) mit sich brachte, jedoch auch den Öffentlichkeitscharakter der Bibliothek sowie den enormen Zuwachs an Handschriften und Büchern durch Klosteraufhebungen förderte. Räumliche und institutionelle Errungenschaften wie die Ermöglichung von systematischen Ankäufen und die Errichtung des Lesesaals im Anschluss an das heutige Hauptgebäude der Universität im späten 19. Jahrhundert wurden ebenso als „Meilensteine“ gestreift wie die bedeutenden Katalogisierungsarbeiten des 20. Jahrhunderts, namentlich von Anton Kern (1883–1956) und Maria Mairold (1916–2015); deren digitale Transformation eines der ersten derartigen Projekte in diesem Jahrhundert darstellte. Zu dieser Zeit, in der Ära Hans Zotter/Manfred Mayer, wurden in den Bereichen Handschriften- und Buchforschung, Restaurierung und Digitalisierung die technischen und intellektuellen Grundlagen für die internationale Geltung der Abteilung für Sondersammlungen am Puls der Zeit gelegt. Diese Expertise fließt wiederum in die regionale und nationale Bibliothekslandschaft ein.

Pia Fiedler, Mitarbeiterin in der Digitalisierung, berichtete über die Forschungen im Rahmen ihrer Dissertation, die präzise Informationen über die Provenienz von Büchern, vor allem zur Zeit der Klosteraufhebungen, liefern konnte. Aus der frühesten Zeit der Bibliothek erfuhr das Publikum, dass sie schon im Stiftungsbrief erwähnt wurde und in den Verantwortungsbereich von Professoren fiel, die vor allem Spuren durch das Eintragen von Signaturen und (anderen) Besitzvermerken hinterließen. Der erste namentlich bekannte Bibliothekar kann bereits 1574 nachgewiesen werden. Schon bei der Eröffnung der Universität standen ca. dreihundert Bände von antiken Klassikern, Scholastikern sowie von Werken der Jesuiten und anderer Gegenreformatoren zum Studium bereit. Insbesondere durch den Abgang des Hofes aus Graz (1619) erhöhte sich der Bestand 1628 auf 5.700 Bände, bei der Aufhebung der Jesuiten wurden 42.000 Bände gezählt.

Erich Renhart, wissenschaftlicher Leiter der Abteilung für Sondersammlungen und Initiator des Forschungszentrums Vestigia (Zentrum für die Erforschung des Buch- und Schrifterbes), ließ Leistungen in der wissenschaftlichen Erschließung der Handschriften seit der Antike, der Inkunabeln sowie weiterer Bestände des historischen Buchguts aus der Frühen Neuzeit Revue passieren und bot eine rezente Rundschau der mannigfaltigen Aktivitäten in den Bereichen science-to-science und science-to-public, die in den folgenden Referaten in einer repräsentativen Auswahl vertieft und damit sichtbar gemacht wurden.

Theresa Zammit Lupi, die Chefrestauratorin der Abteilung, widmete sich ihrem bahnbrechenden Fund, dem „Grazer Mumienbuch“, das immer wieder als Referenz genannt wurde. Das Objekt als solches sei prädestiniert „to celebrate time“, überdauerte es mit seinen wirtschaftlichen Alltagsaufzeichnungen doch die Zeit durch eine Form von Recycling. Es überwand zudem nicht nur die Zeit, sondern auch den Raum und zeugt von der internationalen Forschungsförderung um 1900. Danach umriss die Referentin prägnant die Bedeutung des Fundes als Buch vor der Zeit des Buches, die bis dato traditionell mit dem Aufkommen des Christentums eingeleitet worden war.

Michaela Scheibl sprach über ihre Arbeit in der Erschließung mittelalterlicher Handschriftenfragmente, die ebenfalls durch Recycling, zum Beispiel in Einbänden, überlebten und ab dem 19. Jahrhundert von Pionieren wie den Grazer Germanisten Anton Emanuel Schönbach (1848–1911) und Konrad Zwierzina (1864–1941) sukzessive wiederentdeckt wurden. Systematisch erfasst im Zuge der Katalogisierung von Kern und Mairold, wurden auch diese Fundstücke am Beginn des 21. Jahrhunderts ins Netz gestellt. Durch die virtuelle Loslösung ergibt sich schließlich eine Verselbstständigung der Stellvertreter ihrer Ursprungshandschriften, die so, „emanzipiert“, ein neues Eigenleben entfalten können.

Tina Podrepsek, Mitarbeiterin in der Formalerschließung und Betreuerin des Repositoriums Sondersammlungen | DIGITAL, führte in ihre Beschäftigung mit frühneuzeitlichen Sprachvariationen, variierenden Ornamenten und Textfehlern, die spezifischen Typen einer Druckerei, dem Verschleiß oder schlicht und einfach Satz- und Setzfehlern geschuldet sein konnten, ein. Subtil gestalteten sich vor allem verbesserte Silbentrennungen, die auf jüngere Auflagen hindeuten, und Abweichungen in der Druckbogenbezeichnung. Besonderheiten dieser Art sind nicht nur an sich kurios und bemerkenswert, sondern helfen bei der Identifizierung von bisher unbekannten (Nach-)Drucken und (Neu-)Auflagen, die das Verzeichnis der Drucke des 16. Jahrhunderts (VD16) bereichern.

Die Restauratorin Lena Krämer gab Einblicke in die lange Tradition der Grazer Schreibkalender, die sie von den 1750er Jahren bis in die 1930er Jahre verfolgte. Über den eigentlichen Inhalt und die unterschiedlichen Anhänge hinaus lenkte der materielle Schwerpunkt den Blick auf die Qualität der Typen und des Drucks, des Papiers sowie der Einbände, auf die Heftung, nicht zuletzt auf eingefügte leere – zuweilen auch handschriftlich befüllte – Seiten, die zu Zeugen für den Alltagsgebrauch wurden. Werbung und der Einzug von Lithographien, letztendlich von Fotografien, führten Kommerzialisierung und Technisierung vor Augen.

Karl Lenger, Leiter der Digitalisierung, zog Bilanz über die beachtliche Transformation seines Aufgabenbereichs von einer Kopierstelle zu einer innovativen Forschungseinrichtung par excellence vor dem Hintergrund einer immensen Beschleunigung der Präsentation und Kommunikation durch das World Wide Web, des Einzugs von machine learning sowie der Artificial Intelligence und der Etablierung der Digital Humanities. Der Bogen spannte sich von Manfred Mayers Kameratisch, der eine qualitativ hochwertige und zugleich schonende Digitalisierung von Handschriften ermöglichte, bis zur Multispektralphotographie, die verblasste oder gar gelöschte Schriften lesbar zu machen vermag. Kopfzerbrechen bereiten freilich nach wie vor die nachhaltige Langzeitarchivierung und die arbeitsintensive Generierung von Metadaten.

Das abschließende Referat gebührte Ute Bergner, die als „Herz der Abteilung“ auf die längste Dienstzeit zurückblicken konnte, in deren Anfangszeit maschinschriftliche Katalogzettel den Ton angaben und zu deren aktuellen Aufgaben nun beispielsweise die komplexe strategische Optimierung der Sichtbarkeit von Digitalisaten gehört. Die von ihr präsentierten Zahlen sprachen für sich und zeigten die Verlagerung in die virtuelle Welt noch einmal deutlich auf. Um einige Daten herauszugreifen: 1993 suchten 4.200 Personen die Räumlichkeiten der Abteilung für Sondersammlungen auf; 2022 belief sich die Präsenz vor Ort auf lediglich 219 Besucher/innen, während im entgrenzten virtuellen Raum 23.583 qualifizierte Benutzer/innen auf die chronologische, inhaltliche und materielle Vielfalt der über 7.200 Objekte in 17 Sammlungen zugriffen. Manche Bestände erlebten jüngst geradezu einen Hype, wie etwa die historischen Dissertationen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die früher nur sporadisch ausgehoben wurden und nun, seit der Digitalisierung im Rahmen des Repositoriums Steirisches Wissenschaftserbe (2014–2017), zu Tausenden heruntergeladen werden. Bergner schloss das Symposium mit George Westermanns pointierten Worten: „Wenn digitale Transformation richtig umgesetzt wird, kann aus einer Raupe ein Schmetterling werden. Wenn man es falsch macht, hat man bestenfalls eine schnellere Raupe.“

REZENSIONEN

Simon Portmann: *Zwischen Wissensverbreitung und wirtschaftlichem Profit: Eine Nachdrucker-Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2022 (Buchwissenschaftliche Beiträge 102). X, 400 Seiten. ISBN 978-3-447-11890-3.

Nachdruck und andere Formen der Produktpiraterie (im Sinne der Verletzung geistigen Eigentums) waren und sind ein faszinierendes Thema für Historiker aller Art, d. h. für Spezialisten der Wirtschafts-, Literatur- oder Sozialgeschichte, der Rechtsgeschichte, der Geschichte der Massenmedien oder auch der Anthropologie des Lesens. Dies hat mit dem Doppelcharakter des geistigen Eigentums zu tun: Geht es um Kunst oder Wissen, so ist für Urheber, Rezipienten und vielleicht sogar für die Gesellschaft als Ganzes seine größtmögliche Verbreitung wünschenswert. Im Gegensatz dazu steht die Kommerzialisierung, die das Überleben von Produktions- und Distributionsstrukturen – Autoren, Produktion, Verlag und Vertrieb – sichern soll. Je mehr die öffentliche Kommunikation von Massenmedien und -publikum geprägt ist, desto mehr wächst auch das Gewicht von Autor und Verleger mit der Rezeption. Doch ist – im Unterschied etwa zum 18. Jahrhundert – heute einerseits das Urheberrecht voll entwickelt und andererseits ist die Verbreitung von (textuell festgehaltenem) Wissen nicht mehr an die Materialität des Kodex und seine Produktions- und Vertriebsbedingungen gebunden. Wer im Zeitalter des körperlosen, elektronischen Texts schon Erfahrungen mit Open Access oder mit Servern wie ZLibrary, LibGen oder ähnlichem gemacht hat, weiß, wie schön die Forschung wäre, wenn es nicht die internationalen Verlage und Verlagkonglomerate gäbe, die den lesenden Wissenschaftlern die Arbeiten der veröffentlichenden Wissenschaftler zu hohen Preisen pro Stück oder digitalem Kilo („Paket“) anbieten. Und nicht jede Region der Welt, jedes Land und jede Universität kann sich diese Preise gleichermaßen leisten, geschweige denn einzelne Forschende oder gar Studierende. Und das ist gar nicht so weit entfernt von den Bedingungen des 18. Jahrhunderts.

An diesen Konflikt „zwischen Wissensverbreitung und wirtschaftlichem Profit“ erinnert auch der Haupttitel von Simon Portmanns Monographie über die „Nachdrucker-Gesellschaft“ in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im deutschen Südwesten um Württemberg. Portmann eröffnet seine Dissertation mit einer Einleitung,

in der er Fragestellung, Methode, Forschungsüberblick und Quellenlage vorstellt; es folgt ein Überblick über die „Voraussetzungen für den Büchernachdruck“ bis etwa 1750. Das dritte Kapitel (S. 61–194) befasst sich mit der historischen Rekonstruktion der „Nachdruckunternehmungen in Karlsruhe, Tübingen und Reutlingen“ im Verhältnis zu den Herrscherhäusern, insbesondere in Baden (Karlsruhe), Württemberg (Stuttgart), der Reichsstadt Reutlingen und den kaiserlichen Institutionen in Wien, Frankfurt und Regensburg. Im Mittelpunkt stehen die Bemühungen, mit Hilfe des kaiserlichen Privilegs billige Sammlungen neuerer Literatur, meist (mittel- und nord-)deutscher Dichter, zusammenzustellen, zu veröffentlichen und zu verkaufen; im März 1778 erhielten Christian Gottlieb Schmieder (Karlsruhe) und Johann Georg Fleischhauer (Reutlingen) aber auch Privilegien für einen „Recueil des œuvres choisies des beaux esprits de la France tant prosaïques que poetiques – Sammlung der besten französischen Schriftsteller und Dichter“, der tatsächlich zu erscheinen begann.

Das vierte Kapitel (S. 195–348) ist der Stellung des Druckgewerbes „Zwischen wirtschaftlichem Profit und Wissensverbreitung“ gewidmet. Diese Kapitelüberschrift, die beinahe identisch mit dem Untertitel des gesamten Buches ist, geht dann etwas verwirrend weiter: „Implikationen des Büchernachdrucks zwischen Diskurs und Praxis in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“. Es geht um die Debatte über die Büchernachdruck (4.1), Produktion und Preis der nachgedruckten Werke (4.2), ihre Distribution (4.3), Rezeption (4.4), die Politik der Behörden in Bezug auf den Nachdruck (4.5) und die Darstellung des Phänomens in Schrift und Bild (4.6), wobei gelegentlich die Ergebnisse des „historischen“ dritten Kapitels wiederholt werden. Am Ende des Buches finden wir einen Ausblick auf das frühe 19. Jahrhundert (Kapitel 5) und ein Fazit (Kapitel 6).

Die Studie baut auf einer Reihe von früheren Arbeiten auf. Besonders hervorzuheben sind zwei im Abstand von 45 Jahren erschienene Studien von Bernd Breitenbruch, auf die Portmann immer wieder verweist, sowie die neuere Arbeit von Ulrike Andersch zur Nachdruckdiskussion.¹ Portmann ergänzt diese Arbeiten jedoch durch umfangreiche eigene Forschungen. Dabei handelt es sich nicht nur um

- 1 Bernd Breitenbruch: Der Karlsruher Buchhändler Christian Gottlieb Schmieder und der Nachdruck in Südwestdeutschland im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 9 (1969), S. 643–732, und ders., Johann Martin Millers Romane und ihre Nachdrucke. Mit Beiträgen zu den Reutlinger und Tübinger Nachdruckern. In: *Jahrbuch des freien Deutschen Hochstifts* (2013), S. 83–145. Ulrike Andersch: *Die Diskussion über den Büchernachdruck in Deutschland um 1700 bis 1815*. Tübingen: Mohr Siebeck, 2018. (Geistiges Eigentum und Wettbewerbsrecht 138).

eine gute Arbeit mit zeitgenössischer Literatur, sondern vor allem um umfangreiche Recherchen in Archiven in Südwestdeutschland (Reutlingen, Tübingen, Karlsruhe, Stuttgart etc.); vielleicht hätte man aus den Archiven in Wien noch mehr herausholen können, aber im Rahmen einer Dissertation ist freilich nicht alles machbar.

Die doppelte Verwendung der Formulierung „zwischen Wissensverbreitung und wirtschaftlichem Gewinn“ deutet die Hauptschwäche des Buches bereits an: Der Band hätte mehr als eine zusätzliche redaktionelle Überarbeitung verdient. Überspitzt gesagt ist Portmanns Dissertation stilistisch und sprachlich den besprochenen Nachdrucken unterlegen, für die es sogar eine gewisse „Kultur der Aufwertung“² gab, indem z. B. gelegentlich Erratalisten der Originalausgabe in den Neudruck eingearbeitet wurden. Eine *Errataliste* des vorliegenden Buchs würde viele Seiten füllen; wir wollen deshalb nur die wichtigsten Fehlerarten erwähnen: neben ganz banalen Fehlern wie „Zur Überlieferungsgeschichte der Bibliothek und dessen Bestand, der sich größtenteils auch aus Schenkungen zusammensetzte“ (Anm. 713) verliert der Autor regelmäßig den Überblick über zu lange Sätze, was zu Wiederholungen oder Auslassungen von Wörtern und zur Unverständlichkeit ganzer Konstruktionen führen kann. Nicht selten sind in Zitaten falsch gelesene Wörter aus Archivquellen stehen geblieben (z. B. S. 94, 165) und kein(e) Redakteur(in) hat die Unsinnigkeit der daraus resultierenden Sätze hinterfragt; falsch verwendete Wörter (z. B. „ebenso“ anstatt „auch“, „weiterhin“ statt „weitere“, „die vermeintliche Gefühlswelt“, S. 132) und unnötige Latinismen (eine Sammlung wurde „extendiert“ statt erweitert; „das in Copia vorliegende Schreiben“, beide S. 156; „Dezennien“) sind bloß irritierend. Sinnstörend sind hingegen Varianten desselben Nachnamens (Weygand vs. Weigand, S. 130; Gellerts Schriften vs. Gellerische Werke, S. 91, Anm. 169) und die ungenaue Darstellung historischer Zusammenhänge. So datiert der Autor die Herbstmesse auf „den ersten Sonntag nach Michaelis“ (S. 154), obwohl sie doch notwendigerweise mehrtägig war, verwechselt den Raum „Kontor“ mit „Konto“ (S. 129) oder führt Druckformate doppelt an: „in acht Oktav“ (S. 161). Dass solcherlei in einer buchwissenschaftliche Reihe vorkommt, ist bedauerlich.

Leider gelingt es dem Autor nicht immer, seine zahlreichen archivalischen, bibliographischen und literaturgeschichtlichen Befunde so zu strukturieren, dass die Hauptentwicklungslinien und die Logik des Nachdrucks bzw. des Widerstands dagegen erkennbar werden. Dies gilt auch für allgemeinere Schlussfolgerungen und interessante Beobachtungen. Der Autor versteckt sie nicht selten in Fußnoten, anstatt sie an

2 Portmann entlehnt diesen Begriff aus dem Buch von Adrian Johns: *Piracy. The intellectual property wars from Gutenberg to Gates*. Chicago: The University of Chicago Press, 2009.

prominenter Stelle, etwa am Ende eines Kapitels oder in der Zusammenfassung, zu präsentieren. – So erfährt man bloß in einer Fußnote, dass Abonnements und Subskriptionen gute Strategien zur Verhinderung von Raubkopien waren (und in der Tat immer noch sind), da sie sicherstellen, dass ein erheblicher Teil der Auflage schon vor der Veröffentlichung verkauft wird. Eine eingehendere und sichtbarere Analyse hätte auch die Frage verdient, warum die kaiserliche Obrigkeit den Nachdruck toleriert oder durch Privilegien sogar offen unterstützt hat. Ist es angesichts ihres zunehmenden Autoritätsverlustes im Laufe des 18. Jahrhunderts nicht verständlich, dass die kaiserlichen Institutionen nur solche Verlage schützen wollten, die sich an sie wandten, weil sie mit ihrem Ansuchen der kaiserlichen oder reichsunmittelbaren Institutionen Gewicht und Ansehen verliehen? Das gilt vor allem für die Frankfurter Reichsbücherkommission und die Buchmesse, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter Druck kamen. Denn Autorität reproduziert sich ja offensichtlich dadurch, dass sie als solche anerkannt wird. Und das neue Leipziger Zentrum – seine Verleger, Drucker, Autoren und ihr Jahrmarkt – wollte die alte Autorität gerade nicht mehr anerkennen, sondern verließ sich auf territoriale Privilegien im Sinne von „Landrecht bricht Reichsrecht“ (S. 144) und auf seine dominante Marktposition.

Die Antwort auf die interessante Frage, wann der Nachdruck wirtschaftlich sinnvoll war, wird im Abschnitt zum „Ende des Tübinger Nachdrucks“ angedeutet, ohne am Ende des Buches noch einmal betont zu werden: nämlich, dass der Nachdruck nur so lange wirtschaftlich interessant war, bis die Kapazitäten der Druckereien durch die Originalwerke voll ausgelastet waren (S. 175–177). Als der innovative Verleger Johann Friedrich Cotta gegen Ende des Jahrhunderts zunehmend erfolgreiche Anthologien oder Periodika wie Schillers Zeitschrift *Die Horen* oder Georg Heinrich Reiss' *Tübinger Gelehrte Anzeigen* drucken ließ, stellten die Tübinger Drucker Balz und Schramm von sich aus den Einsatz ihrer Pressen für Nachdrucke ein. Kann man also nicht davon ausgehen, dass der Nachdruck ausländischer Bücher unter anderem ein Indikator für einen schwächelnden lokalen Buchmarkt bzw. literarische Kommunikation ist? Und dass die Produzenten auf diesen Niedergang reagieren, indem sie (auch Nachahmungen oder Nachdrucke ausländischer) Waren billig, wenn auch von minderer Qualität, anbieten, selbst auf die Gefahr hin, dass sie an Prestige und Ansehen in ihrem Bereich verlieren?

Eine zentrale Frage, die in den letzten Jahren bereits breit diskutiert und von der Forschung zur Habsburger Monarchie aufgegriffen wurde,³ ist, inwieweit Nach-

3 Zum Beispiel Agnes Simon-Szabó: Nach- und Raubdrucke deutscher Originalwerke als maßgebende Medien der Herausbildung eines Deutsch lesenden Publikums um 1800 in Siebenbürgen. In: *Ungarn-Jahrbuch* 29 (2008), S. 99–110.

und Raubdrucke deutscher Originalwerke Schlüsselmedien für die Herausbildung deutschsprachiger Lesepublika an den literarischen Peripherien gewesen sind (die wir hier nicht in einem territorialen, sondern in einem strukturellen Sinne verstehen). Hier lässt sich, auch anhand böhmischer Materialien, bestätigen, dass Simon Portmanns Studie über die südwestdeutschen „Nachdruckvereine“ in Karlsruhe, Reutlingen und Tübingen und ihre Netzwerke eine wichtige Anregung für die genauere Erforschung der literarischen Kommunikation in den böhmischen Ländern sein kann und ist.

Bald nach der Lockerung der Zensur durch Joseph II. erließ das böhmische Gouvernement eine Verordnung, wonach „alle Titel von Büchern, die auf Jahrmärkten erscheinen, ordnungsgemäß erfasst und an das Gouvernement geschickt werden“ sollten.⁴ In diesen nur noch teilweise erhaltenen Listen, die zur Überwachung der Versorgung des einfachen Volkes mit Druckerzeugnissen erstellt wurden, überwogen erwartungsgemäß die traditionellen und weit verbreiteten Gattungen wie Katechismen, Gebetbücher, Flugschriften, Broschüren, Volkslesebücher, Lieder usw., die allgegenwärtig und daher schwer zu kontrollieren waren und im Verdacht des Aberglaubens und der Unaufgeklärtheit standen. Unter den kleinen Buchhändlern – zumeist Hausierer, Krämer etc. – in Kleinstädten und Marktflecken gab es aber z. B. auch Johann Georg Gröbel aus Böhmisches Leipa (Česká Lípa), der weit mehr als nur den traditionellen Mix an volkstümlichem Lesestoff anbot, nämlich auch die Schriften von G. W. Rabener (1714–1771), Ewald von Kleist (1715–1759) und Albrecht von Haller (1708–1777). Die Palette umfasste auch berühmte lebende Autoren wie Chr. M. Wieland (1733–1813) oder Sophie von la Roche (1730–1807), das Epos *Der Messias* von F. G. Klopstock (1724–1803), *Von der Güte und Weisheit Gottes in der Natur* von Heinrich Sander (1753–1782), Tragödien und Gedichte von Chr. F. Weiss (1726–1804), die Gedichte von J. W. L. Gleim (1719–1803), die kurze Prosasammlung *Skizzen* von August Gottlieb Meißner (1753–1807), der Bestseller *Siegwart. Eine Klostergeschichte* von J. M. Miller (1750–1814) und die Schriften Goethes. Diese noch immer bekannten Werke der deutschen Literatur wurden nicht in den (meist Leipziger) Originalausgaben, sondern meist in billigen Karlsruher Nachdrucken herausgegeben. Und angesichts des minimalen Anteils nord- und mitteldeutscher Verlagsprodukte an diesem Provinzbuchhandel wäre es

4 „Alle Titel der auf den Jahrmärkten erscheinenden Bücher sollen ordnungsmäßig aufgezeichnet und der Landesstelle eingesandt werden. Verordnung in Böhmen vom 23. November 1781.“ Siehe Joseph Kropatschek (Hrsg.): *Handbuch aller unter der Regierung des Kaisers Joseph des II. für die k. k. Erbländer ergangenen Verordnungen und Gesetze in einer Systematischen Verbindung*. Wien: Johann Georg Moesle 1785–1789, Bd. 1, S. 547.

auch reizvoll zu überprüfen, ob die württembergischen Nachdrucke den protestantischen Erfolgsautoren nicht den Weg in den süddeutschen Buchmarkt geebnet haben – vielleicht wurde das kaiserliche Privilegium auch deswegen gewährt. Aus finanziellen und markthistorischen Gründen könnte man daher behaupten, dass die moderne Literatur ohne die Nachdrucke erst einige Jahre später die Böhmisches Länder und vielleicht den süddeutschen Buchmarkt erreicht hätte.⁵

Auch zeigt die Tatsache, dass die Sammlungen der Nachdrucker spätestens 1782 auf böhmischen Jahrmärkten verkauft wurden, dass Portmanns Ansicht, der Großhändler Georg Philipp Wucherer in Wien sei der entscheidende Partner für die Verbreitung süddeutscher Nachdrucke in den habsburgischen Ländern gewesen, nicht stimmig ist. Wucherer, der selbst aus der Gegend um Reutlingen stammte, war zwar schon 1779 nach Wien gezogen, erhielt aber erst 1783 eine Großhandelskonzession und warb erst ab 1786 in den Wiener Zeitungen für Schmieders Bibliothek. Im Jahr 1789 musste er Wien wegen unlauterer Machenschaften verlassen (S. 87–91).

Simon Portmanns Dissertation über die badischen, württembergischen und im Speziellen Reutlinger Nachdrucker bringt also viel, zum Teil völlig neues Material und interessante Einsichten. Schade, dass die Lektüre durch das fehlende oder missglückte Lektorat nicht so einfach ist, wie sie sein sollte. Allerdings helfen die Orts- und Personenregister bei der Orientierung im Buch. Es lohnt sich auf jeden Fall, Portmanns Werk (Reutlingen liegt in Baden-Württemberg) – mit kritischem Blick – zu lesen, wenn man erforschen will, welche – auch anspruchsvollere – Lektüre den weniger wohlhabenden Bevölkerungsschichten oder in den noch nicht so gut an das Leipziger Netzwerk eingebundenen Regionen angeboten wurde, wer diese „Sammlungen der besten Dichter“ tatsächlich kaufte, wer sie letztlich las und wie. Portmanns Verdienst ist es, die süddeutschen Nachdrucker nicht einfach unter dem Label der Produktpiraterie zu schubladisieren. Es könnte lohnend sein, die Nachdrucke(r) als Faktor der Buch- und Literaturgeschichte ernst zu nehmen und weiter zu erforschen.

Michael Wögerbauer (Prag)

- 5 Der Autor dieser Rezension arbeitet an einer eingehenden Analyse dieser Bücherlisten für das Drittmittelprojekt „De-Centering the History of Reading. The Perspective of the Czech Lands 1750–2021“.

Christine Haug, Fotis Jannidis (Hrsg.): *Der deutschsprachige Heftroman. Kodex. Jahrbuch der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft* 11 (2021/2022). Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2023. 328 Seiten. ISBN 978-3-447-11925-2; 49,40 € [A]

Als zeithistorische, narratologische und linguistische Quellen sind Heftromane nach wie vor weit unterschätzt. Nun ist man sich zwar schon seit den 1970er Jahren der Wichtigkeit der Berücksichtigung auch der sogenannten populären, trivialen oder kommunikativen Literatur und der „Lesestoffe der kleinen Leute“ (Rudolf Schenda) bewusst, und das „Recht der Gewöhnlichkeit“ (Kaspar Maase) scheint mittlerweile erfolgreich eingeklagt. Forscher wie Randolph J. Cox, Lee Server oder Heinz J. Galle sind tief in die Geschichte der Dime Novels, Volksbücher und Heftromane eingetaucht, Leser/innen und Sammler/innen haben über Kataloge, Jahrbücher und Foren ihre eigenen Archive gesichert und das Interesse bis ins Internetzeitalter hinein aufrechterhalten. Auch haben Bestsellerautor/innen wie Umberto Eco (*Die geheimnisvolle Flamme der Königin Loana*, 2004) eindrücklich gezeigt, wie sehr die Erinnerungskulturen des 20. Jahrhunderts gerade über Pulp-Formate zu erschließen wären – wie einfachste Bilder und Texte auf die Formung kindlicher und jugendlicher Erwartungshaltungen wirken und als Zeugnisse für visuell-affektgeladene bis haptische Erfahrungen im Zeitalter der Extreme herangezogen werden sollten.

Das ändert nichts an dem Umstand, dass sich in der literaturwissenschaftlichen Forschung ein dominanter dichotomischer Blick auf Dichtung und Kunstliteratur auf der einen und seriellen „plebejischen“ Erzählformen und Produkten der Kulturindustrie auf der anderen Seite gehalten hat. Das hatte zur Folge, dass einerseits das weitverzweigte und inhomogene Gebiet der Heftromane noch in vielen Belangen unerschlossen geblieben ist und sich andererseits kein überzeugendes methodisches Instrumentarium herausbilden konnte, das eine notwendige interdisziplinäre Anschlussfähigkeit mit sich bringen würde; in aktuellen Überblickswerken, etwa im Handbuch *Zeitschriftenforschung* (2022), fehlt die Behandlung von Heftromanen sogar noch gänzlich. Es ist dieser Umstand, den Christine Haug und Fotis Jannidis auch gleich zu Beginn des von ihnen herausgegebenen Jahrbuchs 2021/22 der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft herausstellen, das nach einer coronabedingten Pause in einer Doppelnummer zum Schwerpunkt *Der deutschsprachige Heftroman* erschienen ist. Das Ergebnis füllt umfangreich und sehr überzeugend die beanstandete Lücke und zeigt die vielen Perspektiven für die zukünftige Forschung auf.

Im ersten Teil des Bandes geben Haug und Jannidis auf nicht weniger als 130 Seiten, inklusive 17 Seiten Bibliografie, einen Umriss des Forschungsfeldes im deutschsprachigen Raum. Der Hefroman wird dabei in Hinblick auf drei Aspekte prototypisch beschrieben: auf die Spezifika der materialen Eigenschaften („Heft“-*Medium*), des Herstellungs- und Vertriebswesens („Groschen“-*Ware*) und der Narrationsweisen („Roman“-*Werk*). Die Ausführungen führen zu der etwas sperrigen Definition von Hefromanen „als ein Mediengenre, das sich durch eine spezifische mediale Gestalt auszeichnet (besonders markant sind der standardisierte Umfang von zu meist 64 Seiten, das einfache Papier für den Inhaltsteil und der aufwendig gestaltete Umschlag, der wesentlich für die Gestaltung der Serie/Reihe als Marke ist sowie das periodische Erscheinen), ökonomisch durch die Produktion als Presseprodukt und den Vertrieb über die buchhändlerischen Nebenmärkte, womit auch andere Handlungsrollen für die Verlagsredakteure und die Autoren einhergehen, insbesondere kooperative Autorschaft im eng gesteckten Rahmen der Serie/Reihe, und als literarisches Werk mit seiner Doppelstruktur von Serie bzw. Reihe und Einzeltext, die in einem vergleichsweise eigenständigen, populärkulturellen Genresystem verortet sind, dem u. a. eine explizite Geschlechtszuordnung eigen ist.“ (S. 14) So ist es also nicht zutreffend, vom Hefroman als einer speziellen Gattung auszugehen, vielmehr finden sich unter der primären Organisationsform des Seriellen verschiedene Gattungen äußerst variantenreich aufgegriffen (es gibt „keine einheitliche Sprache des Hefromans“, S. 13), wobei es eine augenfällige geschlechtsspezifische Gruppierung in Spannungsliteratur und Romanzen gibt.

Auf die so vorgenommene Bestimmung der Hefromane folgt ein historischer Abriss ihrer Geschichte ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, in Deutschland ab der Jahrhundertwende besonders prägend über Rezeptionen des nordamerikanischen Modells der Dime Novels (v. a. der *Nick Carter*- und *Buffalo Bill*-Serien). Die weitere Entwicklung erweist sich als komplex, spiegeln sich in den Herstellungs- und Distributionssystemen der preiswerten, aufs sensationelle Erlebnis hin verfassten Formate schließlich die jeweiligen technischen, wirtschaftlichen und soziopolitischen Prozesse und Zäsuren in besonderer Prägnanz und Rasanzt. So geben die „Groschenromane“ bemerkenswerte Einblicke in spezifische Presse- und Verlagskalküle, innovative drucktechnische und bildreproduzierende Verfahren, den Vertrieb über Straßenkioske, Abonnementsysteme oder Leihbüchereien, immer wieder den Umgang mit Mangelwirtschaft und nicht zuletzt das Zensurgebaren seitens der Behörden oder kirchlichen und pädagogischen Sittlichkeitsvereinen. Die Vielschichtigkeit des Themas zeigt sich gerade am Nationalsozialismus, der den populären Medien gegenüber

zumindest anfänglich eine überraschende Kulanz zeigte, um eine vermeintlich „unpolitische Sphäre“ zu schaffen, eine konsumorientierte Freizeitkultur zu fördern und darin nicht zuletzt, wenn auch nicht immer mit dem gewünschten Erfolg, propagandistisch zu wirken. Der Bedarf an Unterhaltungs- und Zerstreuungsliteratur schien enorm und sollte auch in den Folgejahrzehnten nicht abreißen, in denen sich die prototypischen Aspekte des Heftrromans ausgestalteten, bis es in den 1980er Jahren (vor der Einführung des Privatfernsehens) zum Höhepunkt der Produktion kam.

Auf die genaue Rekonstruktion der Geschichte des Heftrromans und die Aufführung der wichtigsten der mehr als 800 meist wöchentlich erscheinenden Reihen und Serien folgt eine Vertiefung, die zeigt, dass der Forschungsumriss von Haug und Jannidis allen bestehenden Leerstellen zum Trotz („Eigentlich müssten wir jeden Satz mit der Anmerkung versehen: ‚Beim bisherigen Wissensstand‘“, S. 15) keineswegs nur Vorläufigkeitscharakter besitzt. Zunächst wird der Bereich Materialität mit aufschlussreichen Ausführungen über die Druck-, Falz- und Bindeverfahren abgesteckt: von den dampfkraftbetriebenen Druckmaschinen und der Verwendung von Holzschliff- und Lumpenpapier über automatisierte Setz- und Rotationsmaschinen bis hin zu Offsetverfahren und schließlich den Layoutprogrammen wie InDesign. Nicht zu unterschätzen im Produktions- und Vertriebsprozess von Heftrromanen ist die Bedeutung der Covergestaltungen und Illustrationen. Des Weiteren wird auf die Besonderheit der pseudonymen oder kollektiven Autorschaft, auf charakteristische populäre Schemata im Bereich Handlung, Topoi, Figurenstereotype und Alltagssprache sowie auf die Rezeption und hier insbesondere das Sammeln eingegangen. Nach einem Überblick über die stets präsenten Debatten und Indizierungspraktiken um „Schmutz und Schund“ erfolgt ein Abriss über die bisherigen Forschungszugänge, bevor ein Ausblick noch einmal die Notwendigkeit und das Potenzial unterstreicht, das Phänomen Heftrroman möglichst im interdisziplinären, und nicht zu vergessen: internationalen, Austausch weiter zu erforschen.

Die Beiträge der zweiten Hälfte des Jahrbuchs führen denn auch gleich vor, wie den Forschungsdesiderata zu begegnen ist, wobei es insbesondere den im Bereich der Digital Humanities angesiedelten Projekten zukommen kann, den derzeitigen Methodenpluralismus einzufangen, „der von der Detailanalyse eines Heftes, über die typologischen Analysen von Genres und Serien/Reihen, über die historische und systematische Rekonstruktion von Verlagsgeschichten und Produktions- und Distributionsbedingungen und über die sozialwissenschaftliche und ethnologische Rezeptionsanalyse bis hin zur quantitativen Textanalyse reicht“ (S. 123). Schließlich überschneiden sich die Ansätze der DH sowohl mit früheren Versuchen, dem

weitläufigen und heterogenen Feld der Heftrromane mittels Samplingstrategien zu begegnen, als auch mit der hilfswissenschaftlichen Notwendigkeit, überhaupt ein valides Textkorpus zu sichern und auswertbar zu machen (bloße Digitalisate etwa an der Deutschen Nationalbibliothek reichen dafür schließlich keineswegs aus; im Übrigen müssten auch die erstaunlichen Quellen einschlägiger Internetforen gesichert werden, nachdem schon viele Verlagsarchive nicht mehr existieren). Es zeigt sich hier deutlich, dass Kanon- mittlerweile nicht mehr um ergänzende Korpusfragen herumkommen und dass hier auch ein bisher weitgehend vernachlässigter Kreis an Leser/innen anzusprechen wäre.

Dementsprechende Zugänge der quantitativen Analyse und des Distant Reading werden in Hinblick auf Gewaltdarstellungen im Heftrroman (Leonard Konle, Oana Heckl, Agnes Hilger, Lucas Kaufmann, Lennart Keller, Fotis Jannidis), auf Spannungssphänomene (Julian Schröter) sowie auf Fan-Fiction am Beispiel der in vielerlei Hinsicht einzigartigen Perry-Rhodan-Serie vorgestellt (Niels Werber). Letzterer Beitrag reicht auch noch vertiefte methodologische Einblicke zur literaturwissenschaftlichen Heftrromanforschung nach. Ergänzt wird das Panorama über eine Beschäftigung mit dem zentralen Bereich der Einbandgestaltung als Kaufanreiz (Joseph Imorde), mit der Entwicklung der deutschen Science Fiction resp. der „Zukunftsromane“ über die Medien des Leihbuchs und des Heftrromans (Hans-Edwin Friedrich) sowie mit den gegenüber den Spannungsromanen stets ins Hintertreffen und in (Sammler-) Vergessenheit geratenen, weiblich rubrizierten Liebesromanen (Sebastian Naumann, Claudia Stockinger). Die Aussagekraft und nicht zuletzt die Aktualität, die in der Beschäftigung mit Heftrromanen liegen, zeigt schließlich die Auseinandersetzung mit den kolonialen Diskursen in der Weimarer Republik (Christine Haug, Johannes Frimmel), die Anlass für tiefergreifende rezeptionsgeschichtliche Fragen geben sollte: etwa wie bei aller Rasanzen der soziopolitischen Entwicklungen kolonialistische und rassistische Motive und Narrative eine erstaunliche Konstanz und Adaptionfähigkeiten aufweisen konnten (z. B. in der von 1949 bis 1953 erschienenen *Rifland*-Serie des ehemaligen SA-Sturmbannführers Egon Schott-Steiner).

In diesem diskursanalytischen Bereich, der recht unverstellte Einblicke in raumstrategische Denkformen und Ideologien gestattet und dem man gerne in die Zeit des Kalten Kriegs hinein gefolgt wäre, zeigt sich der besondere Wert des Quellenmaterials. So unbedeutend und sensationalistisch es wirken mag, so sehr darf nicht vergessen werden, dass es gerade darin ein breites Publikum ansprechen und eine hohe Auflagenzahl erreichen konnte und daher tiefe Einblicke in die Erinnerungskulturen

ermöglicht. Will man weiterforschen, in welche Winkel sich epische Inhalte in der Moderne zurückgezogen haben, welchen Wanderbewegungen sie über Zeiten und Medien hinweg gefolgt sind, kommt man an einer ernsthaften Auseinandersetzung mit den Pulp-Formaten nicht vorbei.

Christian Zolles (Konstanz, Wien)

Einladung zur Generalversammlung

Zeit: Freitag, 20. September,

17.00 – 18.00 Uhr (s.t.)

Ort: Wienbibliothek im Rathaus,

Felderstraße 1, 1010 Wien

Tagesordnung:

1. Begrüßung, Feststellung der Beschlussfähigkeit
2. Gedenken an Murray G. Hall
3. Bericht des Obmanns
4. Bericht des Kassiers
5. Bericht der Rechnungsprüfer
6. Entlastung des Vorstands
7. Wahl des Vorstands für die Funktionsperiode bis 2026
8. Wahl der Rechnungsprüfer
9. Allfälliges

Für die Wahl des Vorstandes liegt statutengemäß folgender Wahlvorschlag vor:

Obmann: PD Mag. Dr. Johannes Frimmel

(Zentrum für Buchwissenschaft,
Ludwig-Maximilians-Universität München)

Obmann-Stellvertreter: Mag. Reinhard Buchberger
(Wienbibliothek im Rathaus)

Obmann-Stellvertreter: PD Dr. Daniel Syrový
(Institut für Europäische und Vergleichende
Sprach- und Literaturwissenschaft, Universität
Wien)

Schriftführer: Dr. Josef Pauser
(Bibliothek des Verfassungsgerichtshofes)

Schriftführer-Stellvertreterin:
Mag. Dr. Christina Köstner-Pemsel
(Universitätsbibliothek Wien)

Kassier: Dr. Andreas Golob
(Archiv der Universität Graz)

Um 18 Uhr findet im Anschluss an die Generalversammlung ein Vortrag statt. Prof. Dr. Günther Stocker (Universität Wien) spricht zum Thema „Modalitäten der Rezeption. Aktuelle Projekte einer empirischen Literaturwissenschaft“.

Bitte um kurze Anmeldung an: johannes.frimmel@germanistik.uni-muenchen.de

Jubiläumsausstellung in Stift Admont

Das Stift Admont ist durch seine wundervolle Bibliothek weltweit bekannt. In diesem Jahr feiert es sein 950-jähriges Bestehen, und aus diesem Anlass wurde eine sehenswerte Ausstellung zusammengestellt, die unter anderem historisches Buchgut aus zehn Jahrhunderten in Szene setzt, darunter mittelalterliche Handschriften, kontroverse Drucke der Reformation beziehungsweise der Katholischen Reform sowie Zimelien der Aufklärung. Ein Katalog ist haptisch und digital erhältlich: Benediktinerstift Admont (Hrsg.): 1074–950 Jahre lebendiges Kloster. Katalog zur Jubiläumsausstellung. Wien: Böhlau 2024.

Bilddokumentation der Österreichischen Zeitungen

In der Reihe *Österreichische Retrospektive Bibliographie* (ORBI), Reihe 2 *Österreichische Zeitungen* ist Band 6 erschienen: *Chronologische Bilddokumentation der österreichischen Zeitungen 1621–1795*. Bearbeitet von Helmut W. Lang unter Mitarbeit von Helmut Ortner. Berlin-Boston: De Gruyter 2024. Der Band enthält eine reiche Auswahl von Titelblättern von 206 Zeitungen. Die Publikation macht auch einmal mehr deutlich, dass die 2006 erfolgte Einstellung der *Österreichischen Retrospektiven Bibliographie* eine große Lücke in der Forschung hinterlassen hat. Eine Rezension des Bandes in den Mitteilungen folgt.

Beiträger und Beiträgerinnen dieses Heftes

Dr. Katharina Bergmann-Pfleger: katharina.bergmann@bik.ac.at

Dr. Andreas Golob: an.golob@uni-graz.at

Dr. Karin Gradwohl-Schlacher: karin.gradwohlschlacher@uni-graz.at

Dr. Christina Köstner-Pemsel: christina.koestner@univie.ac.at

Dr. Irene Nawrocka: Irene.Nawrocka@oeaw.ac.at

Dr. Michael Wögerbauer: woegerbauer@ucl.cas.cz

Dr. Christian Zolles: christian.zolles@univie.ac.at